



ALBERT SCHWEITZER RUNDBRIEF NR. 100

Albert Schweitzer – ein Jahrhundertmensch mit Zukunft

JAHRBUCH 2008 FÜR DIE FREUNDE VON ALBERT SCHWEITZER

«Ehrfurcht vor dem Leben»

So lautet die ethische Leitidee Albert Schweitzers, an der wir unser Leben ausrichten sollen:

„Wahrhaft ethisch ist der Mensch nur, wenn er der Nötigung gehorcht, allem Leben, dem er beistehen kann, zu helfen, und sich scheut, irgend etwas Lebendigem Schaden zuzufügen.“

Als Begründer einer Ethik der Verantwortung für alles Leben, als Gründer und Arzt des aus eigener Kraft geschaffenen Spitals in Äquatorialafrika, als kritischer Mahner für Menschlichkeit und Frieden gehört Schweitzer neben Mahatma Gandhi, Albert Einstein und Martin Luther King zu den bedeutendsten Persönlichkeiten des 20. Jahrhunderts.

Schweitzers Denken und Handeln bilden eine glaubwürdige Einheit. Angesichts der allgegenwärtigen Bedrohung der Schöpfung ist Schweitzers Botschaft an die Menschheit aktueller denn je.

Mit der Herausgabe dieses 100. Albert-Schweitzer-Rundbriefs möchten wir unterschiedliche Facetten Schweitzers und deren Bedeutung für eine lebenswerte Zukunft unterstreichen.

Die Karte zeigt die Lage von Lambarene mit dem ersten Spitalplatz links unten (Andende) und dem heutigen Platz gegenüber der Inself Spitze.



2 Das von Albert Schweitzer bis zu seinem Lebensende erbaute Spital ist grobenteils auf dem heutigen Spitalgelände als historische Zone erhalten.
Unten: Schweitzers Haus in einer zeitgenössischen Aufnahme.



1 Platz des ersten Spitals auf dem Gelände der (ehemaligen) amerikanischen Mission, die später von den französischen Missionaren übernommen wurde. Die Aufnahme entstand 1955 während des Besuchs von Guido Schöpp bei Helene und Albert Schweitzer in Lambarene.



3 Der Kartenausschnitt zeigt die Ausdehnung des heutigen Spitalgeländes: Blau eingezeichnet sind die historischen Gebäude aus Schweitzers Zeit, rot eingezeichnet sind die seit den 70er Jahren errichteten Klinik-, Versorgungs- und Sozialgebäude. Links unten befindet sich das Lepradorf.



Das Albert-Schweitzer-Spital heute

Mit sieben Ärzten und etwa 80 medizinischen Mitarbeitern leistet das Spital heute einen wesentlichen Beitrag zum Gesundheitswesen in ganz Gabun. Im Jahr 2007 wurden etwa 6.400 Patienten stationär behandelt – etwa 1.430 Operationen wurden vorgenommen. In diesem Jahr kamen 811 Kinder in der Klinik zur Welt. Die Ambulanz verzeichnete über 24.700 Untersuchungen und Behandlungen, zum Beispiel in der Zahn- und der Kinderklinik. Ein weiterer Schwerpunkt ist das PTME-Programm zur Verhinderung der AIDS-Übertragung auf Neugeborene. Das von Schweitzer gegründete Lepradorf beherbergt heute noch etwa 30 Patienten.

Lambarene braucht uns alle...

...als Unterstützer der vielfältigen Aufgaben in der Gesundheitsversorgung, der Forschung und des Gemeinwesens des Albert-Schweitzer-Hospitals. Tragen Sie zum Weiterleben dieser Realität gewordenen Utopie bei, deren es in unserer Zeit noch vieler anderer bedarf – ganz im Sinne von Albert Schweitzers Gedanken der Ehrfurcht vor dem Leben.

Sie können helfen...

...mit Ihrer Unterstützung bei der Förderung des Albert-Schweitzer-Hospitals in Lambarene und bei der Verbreitung des Gedankens der Ehrfurcht vor dem Leben in unserer Zeit.

Spendenkonto:

Deutsche Apotheker- und Ärztebank eG
IBAN DE25 3006 0601 0004 3003 00
BIC DAAEDED3
Konto 0004 300 300
BLZ 500 906 07

www.albert-schweitzer-zentrum.de

Wolfsgangstraße 109 · D-60322 Frankfurt am Main
Tel. +49 (0)69-28 49 51 · Fax +49 (0)69-29 78 525
Mail: albert-schweitzer-zentrum@t-online.de

 Deutscher Hilfsverein
ALBERT SCHWEITZER
SPITAL LAMBARENE

ISBN 3-9811079-3-4
978-3-9811079-3-7

Inhalt

Albert-Schweitzer-Rundbrief Nr. 100

Jahrbuch 2008 für die Freunde von Albert Schweitzer

Vorwort

Einhard Weber	Brief des Vorstands zum einhundertsten Rundbrief	4
	Einführung in den Inhalt dieser Ausgabe	5
Eberhard Wissel	Kleine Chronik der Albert-Schweitzer-Rundbriefe	6

Aktuelle Schweitzer-Rezeption

Einhard Weber	Albert Schweitzer und Richard Wagner: Vom Elsass nach Bayreuth	10
Peter Berne	Albert Schweitzer und Richard Wagner: Von Bayreuth nach Lambarene	15
Claus Günzler	„Nachdenklich machen ist die tiefste Art zu begeistern“ Zur Pädagogik in Schweitzers Ethik	37
Werner Zager	David Friedrich Strauß im Urteil Albert Schweitzers	45
Gottfried Schüz	Albert Schweitzer als Theologe, Musiker und „freier Christ“	56

Aus und über Lambarene

Roland Wolf	Bericht über die Ratssitzung der FISL Ende März 2008 in Lambarene	69
-------------	--	----

Begegnungen mit Albert Schweitzer

Edith Ley	Mein unvergesslicher Eindruck	80
Helmut Ziems	Mein Zusammentreffen mit Albert Schweitzer	81
Guido Schöpp	Mein Besuch bei Albert Schweitzer in Lambarene zu Pfingsten 1955	83

Nachrichten des Hilfsvereins und des Deutschen Albert-Schweitzer-Zentrums

Werner Zager	„In der Anziehungskraft Goethescher Sonne“	93
Gottfried Schüz	Frankfurter Nacht der Museen 2008 – Eindrucksvoller Auftritt des Deutschen Albert-Schweitzer-Zentrums im neuen Domizil	95

Literaturvorstellungen

Harald Steffahn	„Was den Urwald doktor ehrte ...“ Albert Schweitzer – ein Verse-Zyklus	98
Ernst Luther	Lothar Simmank: „Der Arzt“ Wie Albert Schweitzer Not linderte	105
Peter Niederstein	Walter J. Hollenweger: „Albert Schweitzer – Von der christologischen Spekulation zur Nachfolge“	108

Impressum 111

Nachlese 112



Deutscher Hilfsverein
ALBERT SCHWEITZER
SPITAL LAMBARENE

Wolfgangstraße 109 · D-60322 Frankfurt am Main
Tel. +49 (0)69-28 49 51 · Fax +49 (0)69-29 78 525
Mail: albert-schweitzer-zentrum@t-online.de

Brief des Vorstands zum einhundertsten Rundbrief

Liebe Leserinnen, liebe Leser!

Der 100. Rundbrief stellt eine besondere Herausforderung dar.

Die mehr als 60-jährige, mit ihren Vorläufern fast 80-jährige Geschichte dieses Periodikums wurde von den unterschiedlichsten Menschen geprägt, was dem freien Denken Albert Schweitzers durchaus entgegenkam. So wurden nahezu alle Bereiche seiner Persönlichkeit und seines Werkes in vielfältigen Aspekten betrachtet, verbunden mit den entsprechenden Zeitbezügen.

Bis zu seinem Tod 1965 und noch einige Jahre darüber hinaus prägte die einmalige Persönlichkeit des „Genies der Menschlichkeit“ das Erscheinungsbild der Rundbriefe. Mit dem Nachlassen der unmittelbaren Wirkung auf die Öffentlichkeit und mit der Verdrängung mancher Probleme, wie z.B. der Gefahr eines Krieges mit Atomwaffen, trat die Auseinandersetzung mit seinem Erbe in den Vordergrund der Rundbriefgestaltung.

Daher steht es diesem Jubiläumsband gut an, ganz unterschiedliche Facetten von Schweitzers Vermächtnis zu verbinden, einheitlich aber grundiert im ethischen Geist.

Wir alle, die für das Werk Albert Schweitzers arbeiten, sind tief davon überzeugt, dass es für seine universelle Ethik der „Ehrfurcht vor dem Leben“, die zur grenzenlosen Verantwortung gegenüber allem Leben führt und uns zur liebenden, tätigen Zuwendung zu allen Menschen und der gesamten Schöpfung auffordert, keine Alternative gibt.

Ich wünsche Ihnen Muße für eine anregende Lektüre.

Mit herzlichen Grüßen

Einhard Weber

Einführung in den Inhalt dieser Ausgabe

Wie bereits angesprochen, gingen unsere Bemühungen bei dieser Jubiläumsausgabe dahin, möglichst viele Bereiche von Albert Schweitzers Wirken und Denken zu beleuchten.

Am Anfang steht eine kurze Chronologie der über 60-jährigen Geschichte der Rundbriefe von Eberhard Wissel.

Dann stellte sich die Frage, ob sich nach vielen tausend Rundbrief-Seiten in mehr als einem halben Jahrhundert noch etwas Neues bzw. fast Unbekanntes bringen lässt. Das Verhältnis Schweitzers zu Richard Wagners Werk, insbesondere zu der darin gestalteten Ethik, wurde bisher so gut wie nicht erwähnt. Deshalb erscheint darüber ein längerer Aufsatz von Peter Berne, dem eine kleine Abhandlung von Einhard Weber über Schweitzers Verhältnis zum Werk und zu der Familie Richard Wagners vorangeht. Die Ethik des Philosophen Schweitzer und seine Bezüge zur Pädagogik sind das Thema, dem sich Claus Günzler zuwendet.

Vorstandskollege Werner Zager widmet Schweitzers Auseinandersetzung mit David Friedrich Strauß eine längere Studie.

Gottfried Schüz, der Vorsitzende der Albert-Schweitzer-Stiftung, stellte die erweiterte Fassung eines Vortrages über den Theologen, Musiker und „freien Christen“ zur Verfügung.

Ende März 2008 fand in Lambarene die jährliche Ratssitzung der Internationalen Stiftung für das Albert-Schweitzer-Spital unter der Leitung von Roland Wolf statt, worüber er selbst berichtet.

Persönliches Bemühen und ein Aufruf in Albert-Schweitzer-Aktuell führten dazu, dass drei Persönlichkeiten – Edith Ley, Guido Schöpp und Helmut Ziems – über ihre Begegnungen mit Albert Schweitzer Zeugnis geben.

Berichte über zwei besondere Veranstaltungen des DASZ von Werner Zager und Gottfried Schüz schließen sich an.

Hier folgt der Verse-Zyklus „Was den Urwalddoktor ehrte ...“ über Albert Schweitzers Leben und Werk von dem Altmeister der Schweitzer-Literatur, Harald Steffahn.

Die Buchbesprechungen von Ernst Luther und Peter Niederstein runden die Reihe der Beiträge ab; die rezensierten Bücher wurden ausgewählt aus mehreren Veröffentlichungen, die im vergangenen Jahr über Albert Schweitzer erschienen sind.

Kleine Chronik der Albert-Schweitzer-Rundbriefe

Der 1. Rundbrief erschien 1947, sodass wir im vorigen Jahr das sechzig-jährige Jubiläum feiern konnten. Diese Schweitzer-Publikationen hatten einen Vorläufer seit 1929, als Richard Kik 13000 Aufrufe verschickte aus Anlass der Verleihung des Goethepreises an Albert Schweitzer als „Beispiel leidenschaftlicher Hingabe an die Ziele menschlicher Gütigkeit und Ergebung.“

In der Folge wurden ab 1930 „Briefe aus dem Lambarenespital“ von Albert Schweitzer und seinen Mitarbeiterinnen für den „Freundeskreis von Albert Schweitzer“ veröffentlicht.

Erstmals im August 1947 also erschien die Publikation in neuer Gestalt unter dem Titel „Rundbrief für den Freundeskreis von Albert Schweitzer“, der bis heute ein prägender und verpflichtender Begriff in Deutschland ist. In zahllosen Bücherschränken steht das sammeln- und lesefreundliche Format, dessen Inhalt mir wie eine Pflichtlektüre war und ist, ohne die ich mein Wissen im „Nebenamt“ nicht so zeitnah erfahren hätte.

In dem Rundbrief von Nummer 22 im Jahre 1963 steht erstmals der Name „Deutscher Hilfsverein für das Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene e.V.“ (DHV), denn gleichzeitig erscheint nun der „1. Rundbrief beim Albert-Schweitzer-Komitee in der Deutschen Demokratischen Republik“ (ASK) in gleichem Format in der Redaktion von Dr. Gerhard Fischer bis zur Nummer 57 im Jahre 1991.

Fortan gab es also zwei gleichlautende Publikationen „Rundbrief“, wobei derjenige vom ASK, das dem Präsidium des Deutschen Roten Kreuzes bis 1991 in Dresden angegliedert war, bis 1992 in Schwarz-Weiß erschien.

Im „27. Rundbrief für den Freundeskreis von Albert Schweitzer“ kündigt Richard Kik eine Veränderung an. Ab 1966 erscheint das Heft mit dem Titel „Rundbrief des Deutschen Hilfsvereins für das Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene“ (DHV). Darin ist auch die Satzung des DHV zu finden, der am 14. Januar 1963 seine Tätigkeit begonnen hat.

Gleichzeitig wird im Titelblatt auch die Nummerierung für den „Freundeskreis von Albert Schweitzer“ fortgeführt. Ab 1968 heißt das Heft Nummer 31 wieder „Rundbrief für den Freundeskreis von Albert Schweitzer“.

1970 mit Heft 33 übernimmt Mine Kik für ihren verstorbenen Gatten gemeinsam mit dem Zahnarzt Dr. Hilgers die weitere Herausgabe. Der Innentitel „Brief aus Lambarene“ wird als „Bericht des Rheinischen Hilfsvereins für das Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene e.V.“ in Würdigung der Anfänge der Publikation gewählt. Als Heft 4 im 34. Rundbrief endet die Gemeinsamkeit der Zählung.

Im 36. Rundbrief kommt das Impressum auf der letzten Seite in der Ausgabe von 1973 mit der ersten farbigen Titelseite, die wieder Freundeskreis und DHV benennt. Nummer 37 ist wieder schwarz-weiß und mit dem Impressum vorn. Im Doppelheft 38/39 wird dort auch für die Freunde in Österreich und Zürich geworben. Das umfangreiche Jubiläumsheft Nr. 40 zum 100. Geburtstag Schweitzers bildet den Start für die fortlaufenden farblichen Titelseiten (außer Nr. 44, 47, 60).

Nach dem Tode von Mine Kik übernimmt 1977 Manfred Hänisch die Redaktion. Die Herausgabe erfolgt vom DHV, wie ab Nr. 48 dem Titelblatt zu entnehmen ist, und zwar unter dem Titel: „Rundbrief für alle Freunde von Albert Schweitzer“, der zweimal jährlich erscheint. Die ASK-Ausgabe erschien bis 1989 auch zweimal jährlich. 1992 wechselt mit Nr. 75 die Redaktion an Hans-Peter Anders.

Im April 1997 erscheint eine gemeinsame Ausgabe vom Albert-Schweitzer-Komitee e.V. in Weimar (ASK) als Nr. 63, wo Klaus-Dieter Voigt Redakteur ist seit der letzten Schwarz-Weiß-ASK-Nummer 58, und vom DHV als Nr. 84.

Ab Nummer 93 kommt der DHV-Rundbrief als Broschüre heraus mit über 100 Seiten und dem Titelblatt „Albert-Schweitzer-Rundbrief“. Die Redaktion leitet Tomaso Carnetto.

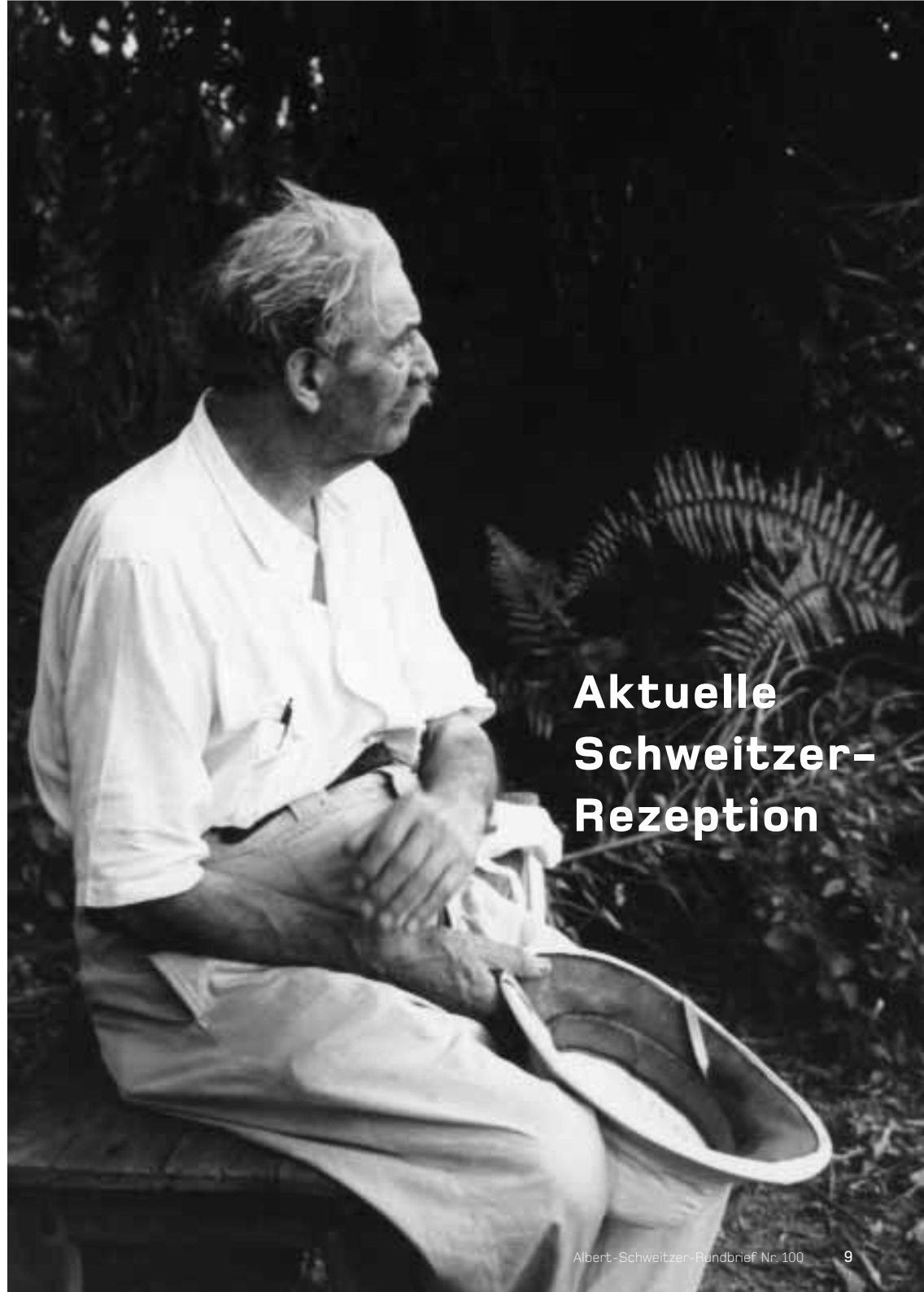
2004 übernimmt Paul Mertens die Redaktion mit der Nr. 96.

Für Nr. 97 und 98 – letztere erscheint mit einem Logo auf der Titelseite – zeichnet Dr. Karsten Weber verantwortlich.

Die Redaktionsleitung für die Nr. 99 und die jetzige 100. Ausgabe hat der neue Vorsitzende des DHV Dr. Einhard Weber.

Beim Albert-Schweitzer-Komitee e.V. in Weimar änderte sich nur einmal mit der Nummer 69 im Jahr 2002 das bekannte Dauer-Format, das nicht nur in der deutschsprachigen Schweitzer-Publikation beliebt ist.

Trotz moderner Medienkultur, besonders bei unserer Jugend, sollte das traditionelle Druckerzeugnis „Rundbrief“ erhalten bleiben. Er ist das Bindeglied für den Informationsfluss nicht nur zwischen Lambarene und Deutschland, sondern auch für die Freundeskreise und andere nationale Vereine im Dienste der Schweitzer-Ethik der „Ehrfurcht vor allem Leben“.



Aktuelle Schweitzer- Rezeption

Albert Schweitzer und Richard Wagner Vom Elsass nach Bayreuth

Albert Schweitzers Beziehung zu Werk und Familie von Richard Wagner

Es ist nahezu die Regel, dass sowohl Wagner-Kenner als auch viele Schweitzer-Freunde von den Beziehungen, die Albert Schweitzer zu dem Werk Wagners und zu dessen Familie hatte, wenig wissen und nicht selten eine solche Verbindung für geradezu unmöglich halten.

Bei den erheblichen Unterschieden im Charakter der beiden ist es vielleicht nicht einmal verwunderlich, dass manche eine nähere Beziehung fast entrüstet bestreiten.

Und doch sollten Schweitzer-Freunde es besser wissen. Zwar findet man in den bisherigen Rundbriefen nur wenige Hinweise darauf. Lediglich Erwin R. Jacobi erzählt, dass bei einem Besuch Ende der zwanziger Jahre in Königsfeld Schweitzer mehr als eine halbe Stunde über Wagneropern improvisierte. Und im 67. Rundbrief widmete Harald Schützeichel in einem Aufsatz dem Einfluss Richard Wagners auf das Bach-Verständnis Albert Schweitzers immerhin eine ganze Seite. Das ist in mehr als sechzig Jahren alles.

Aber in seinem viel gelesenen Buch „Aus meinem Leben und Denken“ hat sich Schweitzer mehrfach sehr klar zu Richard Wagner bekannt.

Man kann ohne Übertreibung behaupten, dass Schweitzers Leben anders verlaufen wäre, wenn er nicht früh dem Werk Wagners begegnet wäre.

Das ist durch einige Zitate aus seiner 1931 erschienenen Selbstbiographie zu belegen:

„Mit der Verehrung Bachs ging bei mir die Richard Wagners zusammen. Als ich mit sechzehn Jahren als Gymnasiast zu Mülhausen zum erstenmal ins Theater durfte, war es, um Richard Wagners Tannhäuser zu hören. Diese Musik überwältigte mich so, daß es Tage dauerte, bis ich wieder fähig war, dem Unterricht in der Schule Aufmerksamkeit entgegenzubringen.

In Straßburg, wo die Oper unter Kapellmeister Otto Lobse hervorragend war, hatte ich dann Gelegenheit, Wagners sämtliche Werke, natürlich außer Parsifal, der damals nur in Bayreuth aufgeführt werden durfte, gründlich kennenzulernen.

Ein großes Erlebnis war es für mich, daß ich im Jahre 1896 in Bayreuth der denkwürdigen ersten Wiederaufführung der Tetralogie nach der Uraufführung von 1876 beiwohnen konnte. Pariser Freunde hatten mir die Karten geschenkt. Um die Kosten der Reise bestreiten zu können, mußte ich mich mit einer Mahlzeit am Tage begnügen.

Wenn ich heute [1931] eine Wagneraufführung erlebe, bei der alle möglichen Bühneneffekte sich neben der Musik geltend machen, als handelte es sich um einen Film, muß ich mit Wehmut an die in ihrer Einfachheit so ungebeuer wirkungsvolle damalige Bayreuther Inszenierung der Tetralogie denken. Wie die Ausstattung, so war auch die Aufführung noch ganz im Geiste des verstorbenen Meisters.“⁽¹⁾

Und einige Seiten später berichtet er über seine Beziehung zur Familie Wagner:

„Langten meine Ersparnisse, so pilgerte ich nach Bayreuth, wenn dort in dem betreffenden Jahre gerade gespielt wurde. Einen großen Eindruck machte Frau Cosima Wagner auf mich, die ich, während ich an meinem Buch [über Bach] arbeitete, in Straßburg kennengelernt hatte. Sie interessierte sich für meine Ansicht, daß Bachs Musik deskriptiv sei, und ließ sie sich von mir, als sie zu Besuch bei dem Kirchenhistoriker Johannes Ficker in Straßburg weilte, auf der schönen Orgel der dortigen Neuen Kirche an einigen seiner Choralvorspiele darlegen. Manches Interessante erzählte sie mir in jenen Tagen aus dem Religionsunterricht, den sie in ihrer Jugend und nachher, als sie sich zum Übertritt zum Protestantismus vorbereitete, genossen hatte. Die Schüchternheit konnte ich aber bei keinem Zusammensein mit dieser durch ihr künstlerisches Können und ihr hobeitsvolles Wesen einzigartigen Frau ganz ablegen.

An Siegfried Wagner schätzte ich die Einfachheit und die Bescheidenheit, die dieser in so mancher Hinsicht hervorragend tüchtige Mensch an sich hatte. Wer ihn in Bayreuth an der Arbeit sah, konnte ihm Bewunderung für das, was er tat, und für die Art, wie er es tat, nicht versagen.

Auch seine Musik enthielt wirklich Bedeutendes und Schönes.“⁽²⁾

Wie eng die Bande zu Wagners Familie waren, wird aus folgenden Äußerungen klar:

„In der Zeit des Waffenstillstandes [nach dem 1. Weltkrieg] und in den beiden auf ihn folgenden Jahren war ich eine den Zollbeamten der Rheinbrücke wohlbekannte Persönlichkeit, weil ich gar manchmal mit einem Rucksack voll Lebensmittel nach Kebl wanderte, um von dort aus hungernden Freunden in Deutschland etwas zukommen zu lassen. Insbesondere ließ ich es mir angelegen sein, Frau Cosima Wagner und den greisen Maler Hans Thoma samt seiner Schwester Agathe zu versorgen.“⁽³⁾

Die freundschaftlichen Verbindungen zu der Familie hatten ihren tieferen Grund in dem Einfluss, den Richard Wagners Werk auf Schweitzers Denken und Fühlen ausübte.

Durch sein Werk wurde ihm klar, welche enge Beziehung zwischen Musik, Dichtung und bildlicher Vision (Malerei) besteht. Und so entdeckte er den Dichter und Maler in Musik, Johann Sebastian Bach.

Dazu einige Zitate:

„Dem Bach der Gralswächter der reinen Musik setze ich in meinem Buche denjenigen entgegen, der Dichter und Maler in Musik ist. Alles, was in den Worten des Textes liegt, das Gefühlsmäßige wie das Bildliche, will er mit größtmöglicher Lebendigkeit und Deutlichkeit in dem Material der Töne wiedergeben.“⁽⁴⁾

„Mit dem Augenblick, wo Wagner sich endgültig durchsetzt, ist auch der wahre Bach freigeworden. Die gekünstelte Theorie der reinen Musik, die gegen Wagner erfunden wurde, ist in sich zusammengebrochen ...

Durch Wagner erst sind wir verständnisvoll geworden, für die enge [innige] Verbindung zwischen Ton und Wort, erst zum Verständnis von Bach erzogen.“⁽⁵⁾

„Mehr noch als durch seine Worte bereitet er [Wagner] Bach den Weg durch seine Werke. Aus ihnen lernte die Welt wieder die tiefe innerliche Beziehung zwischen Wort und Ton in der mit der Dichtung sich verbindenden Musik aufzusuchen. Wagners Kunst hatte eine Umwälzung des ganzen musikalischen Empfindens zur Folge. Der Hörer wurde anspruchsvoll. Nur das wahrhaft Charakteristische vermochte ihn mehr zu befriedigen, nur die wahre Tondramatik ihn zu bewegen. So versank eine ganze musikalische Literatur langsam im Abgrunde der Vergessenheit, und neben dem Musikdrama des

Bayreuther Meisters trat die dramatische religiöse Musik des Leipziger Kantors ins belle Licht.“⁽⁶⁾

Diese Gedanken Schweitzers über die enge Wort-Ton-Beziehung, die er bei Wagner gelernt hat, werden durch Widors Vorwort zu Schweitzers Bach-Buch noch einmal sehr deutlich:

„So klar und einfach [...] die musikalische Logik des Meisters in den Präludien und Fugen ist, so dunkel erscheint sie, sobald er eine Choralmelodie behandelt. Warum diese zuweilen fast übermäßig schroffen Antithesen von Gefühlen? Warum verwendet er zu einer Choralmelodie kontrapunktische Motive, die zu der ‚Stimmung‘ der Weise oft in keiner Beziehung stehen? [...]

‚Natürlich‘, erwiderte der Schüler, ‚muß Ihnen in den Chorälen vieles dunkel bleiben, da sie sich nur aus den zugehörigen Texten erklären.‘ [...]

Ich schlug die Stücke, die mir am meisten Kopfzerbrechen gemacht hatten, vor ihm auf; er übertrug mir die Dichtungen aus dem Gedächtnis ins Französische. Die Rätsel lösten sich. Während der nachfolgenden Nachmittage gingen wir sämtliche Choralvorspiele durch. Indem Schweitzer – er war mein Schüler – mir eines nach dem anderen erklärte, lernte ich einen Bach kennen, von dessen Vorhandensein ich vorher nur eine dunkle Ahnung gehabt hatte [...] Ich bat Schweitzer, eine kleine Abhandlung über die Choralvorspiele für die französischen Organisten zu schreiben und uns zugleich über das Wesen des deutschen Chorals und der deutschen Kirchenmusik zu Bachs Zeit aufzuklären, da wir davon nicht genug wußten, um in den Geist der Bachschen Werke einzudringen.“⁽⁷⁾

Die Entstehung des deutschen Bach-Buches ist noch auf eine andere Weise mit Richard Wagner und Bayreuth verbunden:

„Als ich mich im Sommer 1906, nach Fertigstellung der Geschichte der Leben-Jesu-Forschung, an die Arbeit der deutschen Ausgabe des Bach-Buches machte [Schweitzer war mitten im Medizinstudium, E. W.], wurde ich bald gewahr, daß ich nicht imstande wäre, mich selber zu übersetzen, sondern mich, um etwas Befriedigendes zustande zu bringen, aufs neue in den Stoff versenken müsse. So klappte ich den französischen Bach zu und entschloß mich, den deutschen neu und besser zu schaffen. Aus dem Buch von 455 Seiten wurde zum Jammer des überraschten Verlegers eines von 844. Die ersten Seiten des neuen Werkes schrieb ich zu Bayreuth im Gasthof zum Schwarzen Roß nach einer wunderbaren Aufführung des Tristan. Wochenlang

Albert Schweitzer und Richard Wagner Von Bayreuth nach Lambarene

Die Idee der Ehrfurcht vor dem Leben bei Richard Wagner und Albert Schweitzer

batte ich vergebens versucht, es in Angriff zu nehmen. In der gebobenen Stimmung, in der ich vom Festspielbügel heimkehrte, gelang es mir. Während das Stimmengewirr aus der daruntergelegenen Bierhalle in mein dumpfes Zimmer heraufdrang, fing ich zu schreiben an und hörte erst lange nach Sonnenaufgang auf. Von da an war ich mit solcher Freudigkeit bei der Arbeit, daß ich sie in zwei Jahren fertig hatte, [...]“⁽⁸⁾

Wie sehr sich Albert Schweitzer mit Wagners Werk und mit Bayreuth auch noch im Alter verbunden fühlte, zeigt ein Brief, den er den Brüdern Wieland und Wolfgang Wagner beim Neubeginn der Bayreuther Festspiele nach dem 2. Weltkrieg schrieb. In dem hier zitierten Ausschnitt wird besonders deutlich, dass er nicht – wie so viele sogenannte Wagnerianer – nur den Musiker, sondern den ganzen Wagner schätzte, insbesondere auch die ethische Dimension, die in dessen Werken steckt:

„Bayreuth ist nicht Musik, sondern ein Erleben einer Ergriffenheit und Erhebung durch die Ideen über das Menschendasein, die in den Dramen Richard Wagners Gestalt angenommen haben. Dieses Erbe in reiner Gestalt der Welt zu erhalten, Bayreuth als das Bayreuth, das es wurde, weiter bestehen zu lassen, dies ist die große und so schwere Aufgabe, die Ihnen zugefallen ist. Auch die, die Kritik an den neuerstandenen Aufführungen üben, tun es nicht aus Kritiksucht, sondern in Verehrung von Bayreuth und in der Sorge, daß es uns das bietet, wozu es berufen ist.“⁽⁹⁾

Zum ethischen Gehalt in Wagners Werken hat sich überraschenderweise auch kein Geringerer als Arnold Schönberg geäußert:

„Das hohe Ethos Wagners und der Ewigkeitswert seiner Werke stehen für mich fest.“⁽¹⁰⁾

(1) Albert Schweitzer, *Gesammelte Werke in 5 Bänden (GSW)*, Band 1, S. 32f.

(2) A.S., GSW, I, S. 50.

(3) A.S., GSW, I, S. 192.

(4) A.S., GSW, I, S. 82.

(5) Erwin R. Jacobi, *Albert Schweitzer und Richard Wagner. Eine Dokumentation. Schriften der Schweizerischen Richard Wagner-Gesellschaft No. 3*, S. 12.

(6) Albert Schweitzer, *Jobann Sebastian Bach*, 12. Auflage 1937, *Breitkopf & Härtel in Leipzig*, S. 238/9.

(7) *Ebenda*, Vorrede, S. VIII.

(8) A.S., GSW, I, S. 81.

(9) Erwin R. Jacobi, *a.a.O.*, S. 16.

(10) *Schweizerische Musikzeitung Okt.* 1931.

Richard Wagner und Albert Schweitzer: Diese beiden Namen zusammen genannt zu sehen, mag viele zunächst überraschen. Wagner, der exzentrische Künstler, egomanisch wie kaum ein anderer, politischer Aktivist und bissiger Polemiker, der seine letzten Jahre umgeben von großbürgerlichem Luxus verlebte – und Schweitzer, der um Wahrheit ringende Denker, schlicht bis zur Selbstverleugnung, fern der großen Welt einem stillen Werk der Nächstenliebe hingegeben: Sind diese beiden Gestalten nicht geradezu Antipoden? Sosehr sie es auch im Menschlichen gewesen sein mögen: in den höchsten Zielen ihres Wirkens, sowie in den zentralen Aussagen ihres Denkens treffen sie doch zusammen. Denn auch Wagner war beseelt von einem brennenden Streben nach ethischer Erneuerung der Menschheit, und derjenige, dem es gelingt, durch alle engstirnigen Vorurteile, naiven Missverständnisse und böswilligen Verfälschungen zum tieferen geistigen Gehalt seines Schaffens hindurch zu dringen, wird dort eine radikal-ethische Botschaft von ungeheurer Tragweite entdecken, deren Verwandtschaft mit Schweitzers Kernideen unübersehbar ist.

Nun ist es so, dass Schweitzer seine Ethik in seinen Büchern, Aufsätzen und Predigten genau und umfassend definiert, während die ethischen Gedanken Wagners, soweit er sie in seinen Prosaschriften begrifflich formuliert hat, eher bruchstückhaft erscheinen; tatsächlich bedarf es einiger Mühe, sie aus der sprunghaften Gedankenführung und der umständlichen Sprache herauszuschälen, die diese Schriften oft genug kennzeichnen. Hinzu kommt, dass man Wagners Leben und Denken in zwei deutlich voneinander unterschiedene Perioden einteilen muss. Die erste kann man als die „revolutionäre“ bezeichnen, die zweite als die „Schopenhauer’sche“. Zwischen beiden liegt das für Wagner umwälzende Erlebnis der Schopenhauer’schen Philosophie, die auf einschneidende Weise den weltanschau-

lichen Hintergrund veränderte, vor dem sich sein Denken abspielte. Eine weitere Schwierigkeit entsteht durch die für viele Menschen störende Tatsache, dass Wagner – im Gegensatz zu Schweitzer – nicht imstande war, seine hohen Ideale konsequent in die Tat umzusetzen. Doch das ist Künstlerschicksal. Tatsächlich hat sich der begnadete Musiker und Dramatiker selbst nie als ethisches Vorbild gesehen, sondern als Verkünder, der durch das sinnliche Medium der Kunst den Menschen eine wichtige Botschaft zu vermitteln habe. So steht er zu Schweitzer im Verhältnis eines geistigen Wegbereiters: Was er, der Künstler, in Worten, Bildern und Tönen von ungeheurer Wucht und Eindringlichkeit den Menschen als Ideal darbot, sollte jener, der Philosoph und Praktiker, klar formulieren und zur wirklichen Tat werden lassen.

„Der Fliegende Holländer“

Tatsächlich verschwinden die Schwierigkeiten, die sich sonst dem Verständnis von Wagners Gedanken so leicht in den Weg stellen, sobald man sich seinem Werk zuwendet. Hier springt der ethische Gehalt geradezu ins Auge. Schon im ersten reifen Werk, dem „Fliegenden Holländer“, erscheint jene Thematik, die fortan den Mittelpunkt bilden wird, um den sein ganzes Denken und Schaffen kreist: der Gegensatz zwischen Egoismus und Altruismus, Selbstverwirklichung und Gemeinschaft, Begierde und liebender Selbsthingabe. Der sagenhafte Schiffskapitän, der bei einem Sturm in prometheischem Trotz die Elemente herausfordert und deshalb dazu verdammt wird, „ohne Rast noch Ruh“, haltlos Wind und Wellen preisgegeben, das tobende Meer zu durchfahren, ist das Sinnbild des in seinem Ego gefangenen Menschen, der versucht, sich in titanischer Selbstüberhebung zum Herrscher über die Natur aufzuschwingen, während er in Wirklichkeit nur der Sklave seiner Leidenschaften ist, denen er hilflos preisgegeben ist. Egoistisch ist selbst des Holländers Sehnsucht nach „Erlösung“; in seiner Selbstbezogenheit kennt er kein anderes Ziel als seine eigene Rettung und hat keine Skrupel, andere Menschen ins Unglück zu stürzen, wenn nur er dadurch von seinem Leid befreit werden kann. Dadurch sperrt er sich aber auf tragische Weise gegen die einzige Haltung, die ihn wirklich „erlösen“ könnte: Selbstverleugnung und Hingabe an andere.

Diese ganz andere Haltung, die dem Egoismus des Holländers diametral entgegengesetzt ist und die man als das ethische Prinzip bezeichnen könnte, gewinnt in dem schwärmerischen Mädchen Senta Gestalt. Sie verkörpert in vollendeter Weise jene echte Liebe, die Wagner in einer seiner Prosaschriften definiert als *„höchste Kraftentwicklung unseres individuellen Vermögens – zugleich mit dem notwendigen Drange der Selbstaufopferung zugunsten eines geliebten Gegenstandes“*.⁽¹⁾ Senta opfert sich selbst für den Holländer auf, indem sie sich voller Freude ins tobende Meer wirft – eine symbolische Handlung, die sowohl ihren Drang zur Selbsthingabe als auch ihre Bereitschaft, das Leid eines anderen stellvertretend auf sich zu nehmen, eindrucksvoll zum Ausdruck bringt.

Nun kann man bei diesem frühen Werk kaum von einer genauen Übereinstimmung zwischen den Gedanken Wagners und Schweitzers sprechen. Dennoch fällt es bereits hier auf, wie sehr sie sich im selben allgemeinen Ideenkreis bewegen, und wie ähnlich die allgemeine Tendenz des Denkens ist. Für beide besteht das Grundproblem des menschlichen Daseins in der egoistischen Abkapselung, die den einzelnen Menschen unempfindlich gegen das Leid Anderer macht. Wenn Schweitzer schreibt: *„Durch alle Stufen des Lebens hindurch bis in die Sphäre des Menschen hinan ist furchtbare Unwissenheit über die Wesen ausgegossen. Sie haben nur den Willen zum Leben, aber nicht die Fähigkeit des Mitlebens, was in anderen Wesen vorgeht; sie leiden, aber sie können nicht mitleiden [...] Die Welt, dem unwissenden Egoismus überantwortet, ist wie ein Tal, das im Finstern liegt ...“*⁽²⁾ – so ist das nur eine begriffliche Formulierung dessen, was uns in der Figur des Holländers als sichtbare Gestalt vor Augen tritt. Und was ist Senta anders als eine archetypische Verkörperung jener *„helfenden Hingabe an anderes Leben“*,⁽³⁾ jenes *„uferlosen Dienens“*,⁽⁴⁾ die für Schweitzer nicht nur das Grundprinzip der Ethik an sich bildet, sondern auch die treibende Kraft seines eigenen Wirkens war?

Welt- und Lebensbejahung

Nun ist Ethik, wie Schweitzer in seinem philosophischen Hauptwerk „Kultur und Ethik“ klar dargelegt hat, nur auf dem Boden einer Grundhaltung möglich, die der Welt der individuellen Erscheinungen volle

Wirklichkeit zugesteht und die individuellen Wesen mit ihrem Recht auf Leben und Glücklich-Sein ernst nimmt. Und so überrascht es nicht, dass sowohl Wagner als auch Schweitzer von einer Grundeinstellung zum Dasein beseelt sind, die man als „höhere Weltbejahung“ bezeichnen kann. Für sie ist das „Diesseits“ – d.h. die Welt der sinnlichen Erscheinungen und der individuellen Wesen – diejenige Wirklichkeit, auf die der Mensch sein Leben auszurichten habe. Weder Wagner noch Schweitzer kümmerten sich um ein wie auch immer geartetes Dasein nach dem Tod; ebenso wenig glaubten sie an einen persönlichen, weltlenkenden Gott, der jenseits der Welt in einer übersinnlichen Sphäre herrsche. Das Schlüsselwort hieß für beide vielmehr „Leben“. Leben ist die uns gegebene Wirklichkeit, die es anzunehmen und zu veredeln gilt; und Leben ist auch der höchste Wert. In diesem Sinne schrieb Wagner in einem Brief aus seiner ersten Lebens-epoche: *„Nur was Wechsel hat, ist wirklich: wirklich sein, leben – heißt gezeugt werden, wachsen, blühen, welken und sterben [...] Somit biesse in der vollsten Wahrheit aufgeben sich als empfindender Mensch der vollen Wirklichkeit hingeben: Zeugen, Wachstum, Blüte – Welken und Vergehen rückbaltlos, mit Wonne und Trauer empfinden ...“*⁽⁵⁾

Und bekannt ist die Formulierung Schweitzers, die als Ausgangspunkt seines ganzen ethischen Denkens gelten kann: *„Suche zu ergründen alles, was um dich herum ist, gebe bis an die äußersten Grenzen des menschlichen Wissens, und immer stößt du zuletzt auf etwas Unergründliches – und dies Unergründliche heißt: Leben [...] Gott ist das unendliche Leben.“*⁽⁶⁾

Obwohl beide mit „Leben“ die Vielfalt der individuellen Erscheinungen meinen, sind sie davon überzeugt, dass es auch eine Einheit hinter bzw. in der Vielfalt gibt. Kein Wesen existiert vollkommen getrennt für sich allein, sondern jedes ist durch eine mannigfaltige Wechselwirkung und eine tiefe innere Wesensverwandtschaft mit allen anderen Wesen und mit dem Ganzen verbunden. Wagner nennt diese Einheit „die Natur“, Schweitzer „das unendliche Sein“. Wagner spricht sogar vom „Irrtum des Egoismus“ und sieht die höchste Aufgabe der Erkenntnis darin, dass *„der Mensch das Wesen der Natur ebenfalls als sein eigenes und nicht allein den Zusammenbang der natürlichen Erscheinungen unter sich, sondern auch seinen eigenen Zusammenbang mit der Natur erkennt“*.⁽⁷⁾

Dasselbe sagt Schweitzer auf seine Weise aus, wenn er schreibt: *„Was*

ist also das Erkennen, das gelebrteste wie das kindlichste: Ehrfurcht vor dem Leben, vor dem Unbegreiflichen, das uns im All entgegentritt und das ist wie wir selbst, verschieden in der äußeren Erscheinung und doch innerlich gleichen Wesens mit uns...“⁽⁸⁾

Einheit mit der „Natur“ oder dem „unendlichen Sein“ bedeutet jedoch keineswegs Auflösung der individuellen Existenz. Im Gegenteil: Diese bleibt die einzige uns zugängliche Wirklichkeit, und eine Einheit, die als von den einzelnen Erscheinungen getrennt gedacht würde, wäre nichts als ein Abstraktum, das als solches keine lebendige Wirklichkeit besäße. Denn *„das Wesen der Wirklichkeit“*, sagt Wagner, ist nur *„in unendlicher Vielheit zu erkennen“*⁽⁹⁾, und deshalb ist für ihn eine Liebe zu „Gott“, „der Menschheit“, „der Welt“, oder sonst einer allgemeinen Idee nichts als verkappter Egoismus, solange sie sich nicht als Hingabe an ein wirklich existierendes, individuelles Wesen äußert. Das meint er, wenn er schreibt: *„In Wahrheit hört der Egoismus nur beim Aufgeben des ‚Ich‘ in das ‚Du‘ auf. [...] volle Wirklichkeit wird mir die Welt erst, wenn sie mir zum ‚Du‘ geworden ist, und dies wird sie nur in der Erscheinung des geliebten Individuums.“*⁽¹⁰⁾

Diese Sätze Wagners nehmen jene schönen Worte Schweitzers vorweg, mit der er seine „Mystik der Wirklichkeit“ begründet: *„Es gibt keinen Inbegriff des Seins, sondern nur unendliches Sein in unendlichen Erscheinungen. Nur durch die Erscheinungen des Seins und nur durch die, zu denen ich in Beziehung trete, verkebrt mein Sein mit dem unendlichen Sein. Hingebung meines Seins an das unendliche Sein ist Hingebung meines Seins an alle Erscheinungen des Seins, die meiner Hingabe bedürfen und denen ich mich hingeben kann.“*⁽¹¹⁾

Zivilisationskritik und Revolution

Mit solchen Bekenntnissen zur individuellen Vielfalt, in denen jene Welt- und Lebensbejahung deutlich ausgesprochen wird, die die Grundlage einer philosophisch durchdachten Ethik bildet, erweisen sich sowohl Wagner als auch Schweitzer als Kinder der Neuzeit. Ja, wenn man das Denken und Wirken der beiden Männer in einen großen geistesgeschichtlichen Zusammenhang stellen will, kann man sagen, dass beide nichts anderes versucht haben, als jene Hinwendung zum Diesseits, die das Merkmal der neuzeit-

lichen Kultur ist, von den im Laufe der Zeit aufgetretenen Fehlentwicklungen zu befreien und durch eine vertiefte Auffassung der Welt und des Lebens neu zu begründen.

Tatsächlich spielt die Kritik an der modernen Zivilisation, die mit ihrer platten Verherrlichung materieller Güter zu einer geistig-seelischen Verflachung und einem fortschreitenden Schwund an Solidarität zwischen den Menschen geführt hat, bei beiden Männern eine entscheidende Rolle. Schweitzers kulturphilosophisches Denken nahm seinen Ausgang bekanntlich von jenem 1899 während einer gesellschaftlichen Zusammenkunft in Berlin gefallenem Wortes: „*Wir sind ja doch alle nur Epigonen*“, von dem Schweitzer selbst rückblickend sagte, dass es „*wie ein Blitz*“ neben ihm eingeschlagen habe, „*weil es dem Ausdruck gab, was ich selber empfand*“.⁽¹²⁾ Schweitzer war der Meinung, dass die inneren, schöpferischen Kräfte unserer Kultur versiegt waren – was nur zu einem fortschreitenden Niedergang führen konnte, falls es nicht gelang, das geistige Leben von innen heraus zu erneuern. Da ein Merkmal dieses „*Verfalls der Kultur*“, wie er es in einem Buchtitel nannte, jener Rückfall in Barbarei war, der damals zum brudermörderischen Ersten Weltkrieg führen sollte, handelte es sich um ein eminent ethisches Problem: Nur wenn es gelang, eine neue, tragfähige, für alle Menschen annehmbare Ethik zu begründen, gab es Hoffnung auf Rettung und einen „*Wiederaufbau der Kultur*“.

Auch Wagners Denken und Schaffen ging von einer Kritik an der modernen Zivilisation aus, die bei ihm – seiner heftigen Natur wegen – noch radikaler als bei Schweitzer ausfällt. Für ihn hieß das Stichwort zwar „*Naturentfremdung*“; da aber in der Wagner'schen Anthropologie der Kern der menschlichen Natur die Liebe ist, drückte sich für ihn der Verlust der Natürlichkeit überall als Mangel an Liebe aus. Dieser Zustand erstreckte sich auf alle Gebiete. Vor allem war der Mensch des Industriezeitalters seiner eigenen Natur entfremdet worden; dazu ausersehen, „*stark, schön, frei*“ und vor allem „*liebend*“⁽¹³⁾ zu sein, hatte er seine schöne Ganzheitlichkeit eingebüßt und war zum Krüppel geworden, der keinen anderen Lebensinhalt mehr kannte als Broterwerb und seichte Unterhaltung. In den gesellschaftlichen Zuständen hatte aber diese Entfremdung die Form einer erdrückenden sozialen Ungerechtigkeit angenommen, die den einzelnen Menschen an der freien Entfaltung seiner schönen natürlichen Anlagen

hinderte. Während es nach Wagners Ansicht „*die Bestimmung der Menschheit ist, durch die immer höhere Vervollkommnung ihrer geistigen, sittlichen und körperlichen Kräfte zu immer höherem, reinerem Glück zu gelangen*“,⁽¹⁴⁾ sind dagegen im Industriezeitalter „*alle Menschen gleich Sklave und elend*“⁽¹⁵⁾ geworden. Denn „*unser Gott ist ... das Geld, unsere Religion der Gelderwerb*“,⁽¹⁶⁾ das Geld ist aber nichts anderes als „*der abstrahierte und idealisierte Eigennutz*“.⁽¹⁷⁾ Hier klingt wieder das Motiv des Egoismus bzw. der Lieblosigkeit als der Quelle allen Übels an – eine Auffassung, die in ihrer Umkehrung bedeutet, dass allein in der Liebe das Heilmittel für den kranken Zustand der menschlichen Gesellschaft zu finden sei.

Weder Schweitzer noch Wagner – die bei aller Unterschiedlichkeit im Charakterlichen zumindest die Kompromisslosigkeit gemeinsam haben – gaben sich mit dem vorgefundenen Zustand der modernen Menschheit zufrieden. Was jedoch die Mittel anbelangt, die man zur Behebung dieses Zustandes anzuwenden hatte, so schlugen sie zunächst entgegengesetzte Wege ein. Denn Schweitzer war fest davon überzeugt, dass nur ein tiefgehender Gesinnungswandel eine Erneuerung der Menschheit herbeiführen konnte. Diesen inneren Wandel durch das Wort zu verkünden und durch tätige Hingabe an andere Wesen beispielhaft vorzuleben, bildete auch den Inhalt seines Wirkens. Wagner dagegen war – zumindest in der ersten Hälfte seines Lebens – davon überzeugt, dass die Ursache für die Verkümmernung des Menschen allein in den sozialen Verhältnissen zu finden sei. Zwar war auch ihm klar, dass die Welt an einem ethischen Mangel kranke, d.h. an einem Mangel an Solidarität zwischen den Menschen; auch sah er den Egoismus als die Hauptquelle dieses Mangels an. Doch für ihn war es die Unterdrückung der wahren menschlichen Natur durch das herrschende System, die den Egoismus überhaupt erst hervorgerufen hatte und die Liebe nun daran hinderte, sich frei zu entfalten. Ändert die Verhältnisse – so lautet wie bei allen idealistischen Revolutionären auch bei Wagner die Devise – und die Übel verschwinden von selbst. Diese Einstellung war es, die ihn dazu brachte, 1849 aktiv an der Revolution in Dresden teilzunehmen, wo er an der Seite des radikalen Anarchisten Bakunin auf den Barrikaden kämpfte. Allerdings fand diese revolutionäre Phase seines Lebens mit dem Scheitern des Dresdner Aufstands und seine dadurch erzwungene Flucht in die Schweiz ein jähes Ende. Dort wurde

ihm dann jenes Erlebnis zuteil, das sein Leben auch innerlich auf eine völlig neue Basis stellen sollte: die Begegnung mit der Schopenhauer'schen Philosophie. Diese lenkte seine Aufmerksamkeit von den äußeren Ereignissen weg auf das innere Wesen der Welt und führte ihn zu der Überzeugung, dass eine innere Umwandlung der menschlichen Natur das Einzige ist, was eine dauerhafte Besserung der Verhältnisse herbeiführen kann.

Der „Ring“

An der Schnittstelle zwischen den beiden Lebensperioden steht das gewaltige, vierteilige musikdramatische Werk *„Der Ring des Nibelungen“*, deren Dichtung mitten im Dresdner Aufstand entworfen worden war und im Zürcher Exil vollendet wurde. Wie schon im *„Fliegenden Holländer“*, so kommt auch hier der tiefste geistige Gehalt des Werkes vor allem in symbolischen mythischen Bildern zum Ausdruck. Die Göttin Erda ist im „Ring“ die Verkörperung von Wagners damaligem Naturbegriff: Im Mittelpunkt der Erde hausend – also weltimmanent – erzeugt sie träumend die Welt, die als Emanation aus dem Urgrund fortwährend aus der Tiefe emporsteigt, um sich in Zeit und Raum auszubreiten. Das ist ein treffendes Sinnbild für die pantheistische Auffassung der Welt als Offenbarung des Göttlichen – aber auch für die für das ethische Handeln so wichtige Vorstellung der inneren Zusammengehörigkeit der einzelnen Erscheinungen, die alle einer gemeinsamen Seinsquelle entspringen. Ein anderes Symbol für das, was Wagner den *„lebensvollen organischen Zusammenhang“*⁽¹⁸⁾ innerhalb der Natur nennt, ist der blühende Weltenbaum. Dieser spielt hier als Sinnbild der ökologischen Einheit des Lebens eine besonders wichtige Rolle. Denn von diesem Baum bricht Wotan, in dem wir die Verkörperung der modernen Zivilisation zu sehen haben, einen Ast ab, um daraus seinen Speer zu schaffen, mit dem er sich dann die Welt unterwirft. Nun ist der Speer ein Ich- und Willenssymbol, und daher bedeutet die Abtrennung des Astes vom Weltenbaum nichts Geringeres als die Entstehung des menschlichen Eigenwillens, der sich hier von dem „lebensvollen organischen Zusammenhang“ absondert. Durch diese eine, hochkonzentrierte symbolische Handlung macht Wagner auf geniale Art und Weise ein Grundproblem der modernen Menschheit sichtbar. Denn durch die selbst

vollzogene Trennung des Menschen von der Ganzheit des Lebens wird diese Ganzheit für ihn auf einmal zu etwas Fremdem; er empfindet sich fortan nicht mehr als Teil der Natur, sondern steht ihr gegenüber und maßt sich nun das Recht an, sie zu unterwerfen, d.h., sie für seine eigenen egoistischen bzw. anthropozentrischen Zwecke zu gebrauchen. Wie es Wotan selbst sagt: *„Mit meinem Speer gewann ich mir die Welt“*. Dem Baum wird aber durch diese gewaltsame Abtrennung eine Wunde zugefügt, an der er schließlich zugrunde geht.

Durch ihr rücksichtsloses Verhalten anderem Leben gegenüber kommt die Wotanzivilisation im Verlaufe des Dramas in eine Krise, die schließlich in einer Katastrophe zu enden droht. Um diese zu verhindern und eine Gesundung herbeizuführen, reichen aber kleine Korrekturen innerhalb des bestehenden Systems nicht aus. Denn das Fehlverhalten der Natur gegenüber ist keine bloße Abirrung, sondern ist vielmehr in den tragenden Prinzipien der Zivilisation selbst begründet. Dies zeigt deutlich der Mythos von der Erschaffung des Speeres, der von allem Anfang an ein Instrument der herrischen Unterdrückung war. Das Einzige, was nun helfen könnte, wäre eine radikale Abkehr von den bisher herrschenden Grundprinzipien und eine ebenso radikale Hinwendung zu neuen Verhaltensweisen. Mit anderen Worten: Nur eine radikale ethische Erneuerung kann die Menschheit aus der Krise führen, in die sie durch ihr rücksichtsloses Verhalten anderem Leben gegenüber hineingeraten ist.

Die neuen ethischen Prinzipien, die allein imstande sind, die Welt zu „erlösen“, werden vor allem in der Figur der Brünnhilde verkörpert. Brünnhilde ist eine Tochter der Naturgottheit und wird treffend „Erdas wissendes Kind“ genannt. In der Sprache der Mythen sind solche Genealogien sehr wichtig, und auch Brünnhildes Herkunft birgt eine tiefe Bedeutung in sich. Denn wenn Erda, als Urgrund der Welt, den inneren Zusammenhang aller Erscheinungen verkörpert, so ist ihr „wissendes Kind“ der Mensch, dem dieser Zusammenhang bewusst geworden ist – der also den „Irrtum des Egoismus“ durchschaut hat und zur Erkenntnis der wesenhaften Einheit alles Lebenden gelangt ist. Ein solcher, aus der Unbewusstheit, in der die anderen Wesen dahin dämmern, zur vollen Bewusstheit erwachter Mensch kann aber gar nicht anders, als in Solidarität mit anderen Wesen handeln, und er wird auch bereit sein, jedes Opfer zu bringen, um

anderes Leben zu beschützen.

Gerade diese Haltung ist es, die in den beiden großen symbolischen Handlungen der Brünnhilde zum Ausdruck kommt. Die erste dieser Taten ist ihr kühner Entschluss, das Leben des von Wotan zu Unrecht zum Tode verurteilten Siegmund zu retten. Das Entscheidende daran ist, dass sie diesen Entschluss gegen alle Berechnungen der Nützlichkeit und gegen alle so schlüssig erscheinenden Argumente der Politik zu treffen wagt. Sie lässt sich allein von der Stimme ihres innersten Mitgefühls leiten, die ihr sagt, dass es hier bedrohtes Leben zu beschützen gelte, und dass diese Verpflichtung über allen anderen Geboten zu stehen habe. So erscheint sie hier als die Verkörperung einer neuen Ethik, die den Schutz des Lebens als allerhöchsten, unantastbaren Wert anerkennt.

Die zweite große Tat Brünnhildes ist ihre symbolische Selbstaufopferung am Ende der „Götterdämmerung“. Diese wird von ihr in dem vollen Bewusstsein vollbracht, dass allein die Liebe imstande ist, die Welt vom „Fluch“ des Egoismus zu befreien. So springt sie ins Feuer, wie einst Senta ins Meer gesprungen war, und legt durch diesen beispielhaften Akt höchster Selbsthingabe Zeugnis ab für die Möglichkeit eines anderen, höheren Menschentums, dessen Grundtrieb nicht mehr Egoismus und Naturbeherrschung, sondern Liebe und grenzenlose Opferbereitschaft zum Wohle anderen Lebens ist. Und tatsächlich wird durch Brünnhildes Tat eine Kraft freigesetzt, die reinigend auf die ganze Welt wirkt. In grandiosen Bildern von erschütternder Gewalt wird den Zuschauern am Ende des „Rings“ der Zusammenbruch der alten Welt vor Augen geführt, die durch die neue Kraft der Liebe von innen her zum Einsturz gebracht wird. Dann fällt der Vorhang; und im Orchester erklingt – es ist dies einer der größten Momente in der gesamten Geschichte der menschlichen Kunst – das Motiv der welterlösenden Liebe. Diese allein hat – als Frucht des sittlichen Verhaltens eines einzelnen Menschen – die reinigende Katastrophe überlebt, und wirkt nun als schöpferische Kraft endlos in die Zukunft hinein. Aus ihr wird einst eine neue, bessere Menschheit aufblühen.

Dass Wagner hier viele der Kerngedanken Schweitzers vorweggenommen hat, ist unbestreitbar. Da ist zunächst, als Ausgangspunkt, die Erkenntnis von der wesenhaften Krankheit der modernen Zivilisation, sowie das Bestreben, eine Möglichkeit der Heilung zu finden. Da ist auch die

Diagnose des Egoismus und, damit zusammenhängend, des rücksichtslosen Verhaltens anderem Leben gegenüber als Krankheitsursache. Da ist die Überzeugung, dass nur ein radikaler innerer Gesinnungswandel der Menschheit Gesundheit bringen kann – und dass dieser Wandel nur auf der Grundlage des Bewusstseins der inneren Einheit alles Lebenden erfolgen kann. Und schließlich sind da die neuen ethischen Prinzipien, die als Grundlage einer neuen, besseren Welt dienen sollen: Handeln aus Mitgefühl, sowie die Bereitschaft zu grenzenloser Selbsthingabe zugunsten anderer Wesen. All das kommt in mythischen Bildern zum Ausdruck, die zwar in erster Linie zum Gefühl sprechen sollten, jedoch bei einigem Einfühlungsvermögen auch vom Verstand leicht gedeutet werden können.

Schopenhauer-Rezeption

Je weiter Wagner auf seinem Lebensweg fortschritt, desto ausgeprägter wurde die hier bereits deutlich zutage getretene Parallelität seiner Ideen zu denen Schweitzers. Dies zeigt sich vor allem in der Art, wie beide die Schopenhauer'sche Philosophie verarbeiteten.

Dass diese für Wagner ein einschneidendes Erlebnis war, wurde bereits gesagt. Die Begegnung mit ihr gab seinem ganzen Denken einen neuen Hintergrund, und die zweite Hälfte seines Lebens steht völlig unter dem Einfluss Schopenhauers, zu dem er auch wiederholt regelrechte Bekenntnisse ablegte. Doch auch Schweitzer wurde in höchstem Grad von diesem Philosophen beeinflusst, und man geht sicherlich nicht zu weit, wenn man behauptet, dass dieser einen Großteil des Fundaments bereitstellte, auf dem Schweitzers Denken beruht. Dennoch sind sowohl Wagner als auch Schweitzer – und das ist nun das Entscheidende – der weltverneinenden Philosophie Schopenhauers nur bis zu einem gewissen Punkt gefolgt. Solange sie Welt-Anschauung im eigentlichen Sinne des Wortes blieb, fand sie bei beiden in vielen Punkten volle Zustimmung. Sobald es jedoch darum ging, die praktischen Konsequenzen daraus zu ziehen, machten sie eine Kehrtwendung um 180 Grad und errichteten auf dem Fundament der pessimistischsten aller philosophischen Systeme eine optimistische Ethik, deren Grundlage höchste Welt- und Lebensbejahung ist und mit Schopenhauer kaum mehr etwas zu tun hat. Wie sie dies ta-

ten, gehört zu den faszinierendsten Ereignissen der neueren Geistesgeschichte.

Schopenhauer hatte mit schonungslos ehrlichem Blick die Welt angeschaut und war zur Überzeugung gelangt, dass ihr innerstes Wesen aus Leid besteht. Damit meinte er nicht nur jenes Leid, das von Menschen willkürlich anderen Wesen zugefügt wird, sondern das Leid als naturgegebenes Wesensmerkmal des Lebens überhaupt. Zum menschlichen Leben gehören unabdingbar Krankheit, Alter und Tod; darüber hinaus auch vielfach unerfüllbare Begierden. Doch auch der Bereich des tierischen Lebens ist durch die „Tragik des Daseins“ gekennzeichnet: Dort herrscht das Gesetz der Nahrungskette, und fortwährend zerfleischen sich die einzelnen Wesen mit unbewusster Grausamkeit, um das eigene Überleben bzw. das Überleben der Art zu sichern.

Dieses gegenseitige Sich-Zerfleischen ist umso grauenvoller, als jener „Wille zum Leben“, der den Urgrund der Welt bildet und sich in Zeit und Raum als die Vielheit der einzelnen Erscheinungen offenbart, in Wirklichkeit eine Einheit ist. Denn für Schopenhauer liegt die eigentliche, tiefere Wirklichkeit in einem metaphysischen Bereich jenseits von Zeit, Raum und Vielheit; dort ist der Wille, der Seinsgrund, ein unteilbares Eines. Unsere Vorstellung ist es, die dieses Eine gleichsam durch das Prisma von Zeit und Raum betrachtet und uns das eine, unteilbare Sein als Welt der Vielfalt und der individuellen Wesen erscheinen lässt. Die Aufspaltung des Einen in die Vielheit der verschiedenen Einzelercheinungen ist also eine Täuschung; in Wirklichkeit gibt es nur den einen, unteilbaren Willen zum Leben. Das bedeutet aber, dass, wenn ein Wesen das andere zerfleischt, es das eine Leben ist, das gegen sich selbst wütet. Deshalb spricht Schopenhauer von der „Selbstentzweiung des Willens zum Leben“ als der Ursache des Leids in der Welt. Und es gibt nur eine Möglichkeit, dieses Leid zu beheben: die Täuschung der Vielheit zu durchschauen und die wesenhafte Einheit alles Lebenden zu erkennen. Das ist auch die Aufgabe des zu höherer Bewusstheit erwachten Menschen.

So weit die Welt-Anschauung Schopenhauers. Zwei Hauptüberzeugungen sind es, die dieser Weltsicht zugrunde liegen: 1) dass das Wesen der Welt leidvoll ist; 2) dass die Aufspaltung in Einzelercheinungen, die

dieses Leid verursacht, auf Täuschung beruht, da die metaphysische Einheit des Seienden die eigentliche Wirklichkeit bildet. Dass Wagner von diesen Gedanken – die beide dem altindischen Denken entnommen sind – zutiefst bewegt wurde, überrascht nicht. Neu war für ihn allenfalls die Überzeugung vom leidvollen Wesen der Welt, die er fortan als die einzige ehrliche und tief blickende Weltsicht gelten ließ; seine früheren Ansichten aus der Revolutionszeit verwarf er nunmehr als „*seichten Optimismus*“. Die Behauptung, dass die Aufspaltung der Welt in Einzelercheinungen nichts als eine Täuschung unserer Vorstellung sei, wird er dagegen wohl als unvertraut empfunden haben, war sie doch nichts anderes als eine durch tiefe philosophische Gedanken untermauerte Bestätigung seiner früheren Überzeugung, vom Egoismus als „Irrtum“. Ähnlich wird es ihm auch mit der Idee der Einheit alles Lebenden ergangen sein, die seine Ansichten über die Liebe dem Bereich des bloß Enthusiastischen entthob, indem sie ihnen ein philosophisches Fundament verlieh: Liebe und Mitgefühl sind nur der natürliche Ausdruck einer in der Tiefe der Seele empfundenen, tatsächlich vorhandenen Einheit mit anderem Leben. Von nun an wird auch der Begriff der „*Einheit alles Lebenden*“ zu einem der herrschenden Leitmotive in Wagners Spätschriften – genauso wie die von Schopenhauer übernommene, altindische Formel des „*Tat-twam-asi*“ („Das bist du selbst“), auf die er im folgenden Satz aus seinem großen Aufsatz „*Religion und Kunst*“ anspielt: „*Wenn der Brabmane uns die mannigfaltigsten Erscheinungen der lebenden Welt mit dem Bedeuten: ‚das bist du!‘ vorführte, so war uns hiermit das Bewusstsein davon erweckt, dass wir durch die Aufopferung eines unserer Nebengeschöpfe uns selbst zerfleischten und verschlängen.*“⁽¹⁹⁾

Ganz besonders musste Wagner berührt haben, dass Schopenhauer die Ethik, die bisher auf das Verhältnis des Menschen zu anderen Menschen beschränkt geblieben war, auf alles Lebendige überhaupt ausdehnte. Zwar war die Zerstörung der Natur im Großen zu Wagners Zeit noch kein Thema; doch damals begann die Wissenschaft gerade, Versuche an lebenden Tieren auszuführen, und Wagner griff vehement in die öffentliche Diskussion ein, indem er einen „*Offenen Brief*“ gegen die Vivisektion publizierte, dessen philosophische Untermauerung zur Gänze auf Schopenhauer beruht.

Während Wagner sich also entschieden als Schopenhauerianer bekannte, scheint Schweitzer dagegen den Einfluss, den der Philosoph des Pessimismus auf ihn hatte, eher heruntergespielt zu haben. Allerdings findet er – hierin ganz eines Sinnes mit Wagner – wärmste Worte dafür, dass Schopenhauer die Tiere in die Ethik mit einbezogen hat; in „Kultur und Ethik“ schreibt er: *„Wie die Hausfrau, die die Stube gescheuert hat, Sorge trägt, dass die Türe zu ist, damit ja nicht der Hund bereinkomme und das getane Werk durch die Spuren seiner Pfoten entstelle, also wachten die europäischen Denker darüber, dass ihnen keine Tiere in der Ethik herumlaufen (...) Ängstlich schärfen sie ein, dass Mitleid mit den Tieren an sich nicht ethisch sei, sondern nur im Hinblick auf die Erhaltung der unter Menschen zu bewährenden gütigen Gesinnung eine Bedeutung habe. Schopenhauer reißt diese Zäune ein und lehrt Liebe zum armseligsten Geschöpf.“*⁽²⁰⁾

Doch ansonsten hat man den Eindruck, dass es Schweitzer widerstrebte, mit einem Philosophen in Verbindung gebracht zu werden, dessen weltverneinende Grundhaltung in so krassem Widerspruch zu seinem eigenen Denken stand. In Wirklichkeit ist dieses Denken jedoch maßgeblich von Schopenhauer geprägt, sowohl was die Überzeugung von dem leidvollen Charakter der Welt, als auch die wesentliche Vorstellung von der Einheit alles Lebendigen anbelangt. Diese Prägung lässt sich sogar bis in den Gebrauch einzelner Wörter hinein verfolgen, wie folgende Sätze aus den Straßburger Predigten über die Ehrfurcht vor dem Leben zeigen: *„Und vertiefst du dich ins Leben, schaust du mit sehenden Augen in das gewaltige gelebte Chaos des Seins, dann ergreift es dich plötzlich wie ein Schwindel. In allem findest du dich wieder [...] Überall wo du Leben siehst ... das bist du! [...] So steht auch durch die rätselhafte Entzweiung in dem Willen zum Leben Leben gegen Leben und schafft dem anderen Leid und Tod, schuldlos.“*⁽²¹⁾

Die große Umdeutung

Die Zustimmung Wagners und Schweitzers betrifft, wie gesagt, nur die Welt-Anschauung Schopenhauers, d.h. seine Ansicht über das Wesen der Welt, wie wir sie vorfinden. Sobald es jedoch darum geht, daraus Konsequenzen für das Handeln zu ziehen, also von dem „was ist“ zum „was soll sein“ zu schreiten, trennen sich die Wege radikal. Denn Schopenhauer ist

nicht nur in seiner Weltsicht, sondern auch in seiner Lebensphilosophie absolut welt- und lebensverneinend. Für ihn ist das Wesen der Welt unveränderlich; da dieses Wesen aber aus Leid besteht, wäre es besser, wenn es die Welt gar nicht gäbe. Sein Ideal ist deshalb der Asket, der nicht nur peinlich jede Verstrickung mit dem Weltlichen vermeidet, sondern auch noch die Welt selbst – die ja nur in seiner Vorstellung existiert – durch einen Erkenntnisakt buchstäblich aufhebt. Schopenhauer ist davon überzeugt, dass sich eine solche Haltung zwangsläufig aus seiner Weltanschauung ergeben muss.

Wagner und Schweitzer sind hierin jedoch anderer Meinung. Tatsächlich kann man aus der Erkenntnis der wesenhaften Einheit des Willens zum Leben ganz andere Schlüsse ziehen, als es Schopenhauer tat: Anstatt die Vielfalt des Lebendigen als eine bloße Sinnestäuschung anzusehen, kann man in ihr eine Offenbarung des göttlichen Urgrunds erblicken – wodurch ihr Wert nicht zerstört, sondern vielmehr ins Unermessliche erhöht wird. Und daraus leitet sich für den zur Bewusstheit erwachten Menschen eine ebenso unermessliche ethische Verpflichtung allen Erscheinungen dieses Lebens gegenüber ab.

Es ist die große geistesgeschichtliche Leistung Wagners und Schweitzers, diese Umdeutung des Schopenhauer'schen Pessimismus ins Optimistische vollzogen zu haben, wodurch sie eine Ethik verkünden konnten, die auf einer schonungslos ehrlichen Sicht der Welt beruht und deshalb die Konfrontation mit der Wirklichkeit nicht zu scheuen hat. Hierin erweisen sie sich tatsächlich als geistige Brüder, die gemeinsam an derselben großen Entwicklung arbeiten – einer Entwicklung, die für die Zukunft der Menschheit wegweisende Bedeutung besitzt.

Bei Schweitzer führt die Erkenntnis der Einheit alles Lebenden zu jener Haltung, die als „Ehrfurcht vor dem Leben“ bereits in der ganzen Welt berühmt geworden ist und von vielen als einziger Ausweg aus der tödlichen Krise der heutigen Menschheit angesehen wird: *„Was ist also das Erkennen, das gelehrteste wie das kindlichste: Ehrfurcht vor dem Leben, vor dem Unbegreiflichen, das uns im All entgegentritt und das ist wie wir selbst, verschieden in der äußeren Erscheinung und doch innerlich gleichen Wesens mit uns, uns furchtbar ähnlich, furchtbar verwandt. Aufhebung des Fremdseins zwischen uns und den anderen Wesen.“*⁽²²⁾

Hier wird die innere Wesenseinheit aller lebendigen Erscheinungen – das alte „Tat-twam-asi“ der Inder – in einer Form verkündet, die nicht, wie bei Schopenhauer, zur Aufhebung der Welt führt, sondern zur „Aufhebung des Fremdseins zwischen uns und den anderen Wesen“,⁽²³⁾ die dennoch als individuelle Erscheinungen mit einem Recht auf eigenes Leben bestehen bleiben. Und die Erkenntnis dieser Wesenseinheit führt wiederum zur grenzenlosen Verantwortung des einzelnen Menschen allem anderen Leben gegenüber und damit zu einer neuen, universalen Sittlichkeit: „Gut ist: Leben erhalten und fördern; schlecht ist: Leben hemmen und zerstören. Sittlich sind wir, wenn wir aus unserem Eigensein heraustreten, die Fremdheit den anderen Wesen gegenüber ablegen und alles, was sich von ihrem Erleben um uns abspielt, miterleben und miterleiden.“⁽²⁴⁾

Weit davon entfernt, sich aus der Welt zurückzuziehen, wird sich der zu höherer Bewusstheit erwachte Mensch in die Welt hinein begeben, um überall, wo er kann, Leid zu mildern, um so seinen kleinen Teil dazu beizutragen, die „Tragik des Daseins“ aufzuheben. Schweitzers ganzes Leben ist ein Zeugnis für diese welt- und lebensbejahende Haltung – die aber paradoxerweise auf dem Nährboden des Schopenhauer’schen Pessimismus gewachsen ist.

Bei Wagner liegen die Dinge insofern komplizierter, als er die Kehrtwendung von der Weltverneinung zur Weltbejahung halb unbewusst vollzog. Tatsächlich sind seine Schriften bis an sein Lebensende voll von uneingeschränkten und undifferenzierten Bekenntnissen zur Schopenhauer’schen Philosophie, und auch im Gespräch war der passiv hingegenommene Weltschmerz für ihn zeitlebens ein beliebtes Thema. Sein ganzes Wirken und Schaffen straft jedoch diese pessimistische Haltung Lügen. Er hörte nie auf, unter Einsatz aller seiner Kräfte für eine Veredelung der Kunst zu kämpfen und seine Einmischungen in die Politik brachten ihn auch nach der Lektüre Schopenhauers fortwährend in Konflikt mit seiner Umwelt. Es sind aber vor allem die großen Schriften seiner letzten Jahre, die für seine optimistische Grundhaltung Zeugnis ablegen. Sie sind in der Wagnerliteratur als „Regenerationsschriften“ bekannt; ihr Zweck wird in folgenden programmatischen Worten zusammengefasst: „Wir erkennen den Grund des Verfalles der historischen Menschheit, sowie die Notwendigkeit einer Regeneration derselben; wir glauben an die Möglichkeit dieser Rege-

neration, und widmen uns ihrer Durchführung in jedem Sinne.“⁽²⁵⁾

Wenn Wagner aber in derselben Schrift beteuert: „Zur Anleitung für ein selbstständiges Beschreiten der Wege wahrer Hoffnung kann nach dem Stande unserer jetzigen Bildung nichts anderes empfohlen werden, als die Schopenhauer’sche Philosophie in jeder Beziehung zur Grundlage aller ferneren geistigen und sittlichen Kultur zu machen“⁽²⁶⁾ – so vergisst er offensichtlich, dass die Schopenhauer’sche Philosophie, in ihrer Ganzheit genommen, für keine wie auch immer geartete Kultur die Grundlage abgeben kann, da ihr Ziel darin besteht, die Welt aufzuheben! Was Wagner eigentlich will – und hierin deckt er sich vollkommen mit Schweitzer – ist etwas ganz Anderes, nämlich die durch Schopenhauer vermittelte, altindische Erkenntnis der „Einheit alles Lebenden“ verwenden, um die Heiligkeit des Lebens zu begründen. Sein Ziel ist eine neue Menschheit, die im Bewusstsein dieser Einheit die „Sündhaftigkeit der Tötung des Lebendigen“⁽²⁷⁾ erkennt und die „gewissenhafteste Übung der Sanftmut und des Mitleids für alles Lebende“⁽²⁸⁾ zur Grundlage ihres gesamten Handelns macht. In diesem Sinne schreibt er in seinem „Offenen Brief“ gegen die Tierversuche: „Wer zur Abwendung willkürlich verlängerter Leiden von einem Tiere eines anderen Antriebes bedarf als den des reinen Mitleids, der kann sich nie wahrhaftig berechtigt gefühlt haben, der Tierquälerei von seiten eines Nebenmenschen Einhalt zu tun [...] Dass wir aber dieses einzig uns bestimmende Motiv des unabweisbaren Mitleids nicht an die Spitze aller unserer Aufforderungen und Belebungen für das Volk zu stellen uns getrauen, darin liegt der Fluch unserer Zivilisation.“⁽²⁹⁾

In derselben Schrift stehen auch jene Worte, in denen sein Glaube an die Möglichkeit eines höheren irdischen Lebens seinen schönsten und tiefsten Ausdruck findet: „Sollte uns dagegen vielleicht gerade unsre Empörung gegen die willkürlich ihnen zugefügten, entsetzlichen Leiden der Tiere, indem wir von diesem unwiderstehlichen Gefühle vertrauensvoll uns leiten lassen, den Weg zeigen, auf dem wir in das einzig erlösende Reich des Mitleids gegen alles Lebende überhaupt, wie in ein verlorenes und nun mit Bewusstsein wiedergewonnenes Paradies eintreten würden?“⁽³⁰⁾

Zuletzt sei noch bemerkt, dass, wie für Schweitzer, so auch für Wagner, Jesus die höchste Verkörperung des Mitgefühls und der Liebe ist – dass aber seine „Tat des freiwilligen Leidens“⁽³¹⁾ im Rahmen einer Ethik gesehen

wird, die nicht auf den Menschen begrenzt bleibt, sondern alles Leben mit einbezieht. Hier geht die christliche Idee der tätigen Nächstenliebe mit der altindischen Vorstellung von der Heiligkeit aller Lebewesen eine fruchtbare, zukunftsweisende Synthese ein.

„Parsifal“

Auch diese späten Gedanken Wagners finden ihre reinste Ausprägung im Kunstwerk – in diesem Fall in seinem letzten Drama, dem Bühnenweihfestspiel „Parsifal“. Die Grundidee des Dramas spricht sich in jener formelhaften Weissagung aus, die im Drama selbst verwendet wird, um den vom Titelhelden zurückzulegenden Weg zu bezeichnen: *„Durch Mitleid wissend“*. Durch das Erlebnis des Mitgefühls mit anderen Wesen soll Parsifal die Täuschung der Trennung durchschauen und das Wissen um die Einheit alles Lebenden erlangen. Zugleich soll er die egoistische Begierde als Quelle allen menschlichen Leids erkennen; mit diesem Wissen wird ihm auch der Schlüssel zur Leidüberwindung gegeben, die nur durch die Auflösung der Begierde möglich ist. Doch nicht nur das; durch das geistig-emotionale Eins-Werden mit dem Anderen soll er die Grenzen seiner Individualität sprengen und dadurch tatsächlich eins werden mit der Ganzheit des Lebens. Und dadurch wird der verborgene Christus in ihm befreit: sein göttlicher Kern, der bisher durch die egoistische Begierde verdeckt und unterdrückt wurde und nunmehr sich frei entfalten kann. Das ist die Bedeutung der geheimnisvollen Worte, mit denen das Werk schließt: *„Erlösung dem Erlöser“*.

Dieser Erkenntnisprozess spielt sich im Parsifal in mythischen Bildern ab, die bei aller Tiefgründigkeit unschwer zu deuten sind. Der göttliche Kern des Menschen, der für Wagner identisch ist mit seiner Fähigkeit zu allumfassendem Mitleid, wird durch den Gral symbolisiert, der das Blut Christi enthält und den geheimen Mittelpunkt des menschlichen Wesens bildet. Das Ego-Prinzip erscheint in der Gestalt des Zauberers Klingsor mit seinem Zauberturm, in dem man ein deutliches Symbol für die Abtrennung des in seinem Ego gefangenen Menschen vom Rest der Welt erblicken kann. Der Mensch, der, von diesem Prinzip beherrscht, der Begierde verfällt und unfähig ist, sich aus diesem leidvollen Zustand zu

befreien, wird durch den Gralskönig Amfortas verkörpert, der von Klingsor eine scheinbar unheilbare Wunde empfangen hat, unter der er unsäglich leidet. Dass Amfortas auf tragische Weise dem Ego-Prinzip verfallen ist, kommt auch darin zum Ausdruck, dass er – wie einst der Fliegende Holländer – in seiner unermesslichen Qual unfähig ist, an etwas Anderes als seine eigene Erlösung zu denken; gerade dadurch versperrt er sich aber den einzigen Weg, der ihm Befreiung von seinem Leid bringen könnte: den Weg der Selbsthingabe zum Wohle Anderer.

Die Amfortas-Wunde der egoistischen Begierde kann nur von dem geheilt werden, der *„durch Mitleid wissend“* geworden ist. Der Weg, den Parsifal zurückzulegen hat, ist also ein Erkenntnisprozess, der sein ganzes Wesen verwandelt. Er beginnt mit einem Ereignis, in dem Wagners Definition der Sünde als *„Tötung des Lebendigen“* grausame Wirklichkeit wird: Der kindliche Held, der noch kein Bewusstsein von Gut und Böse hat, tötet mutwillig einen herrlichen Schwan, der gerade über dem Gralsgebiet kreist. Es bedarf aber keiner moralischen Belehrung, keines von außen kommenden Gebotes, um ihn von der Verwerflichkeit seiner Tat zu überzeugen; ein Blick auf die Schönheit des Tieres, das nun leblos da liegt – *„da starrt noch das Blut, matt hängen die Flügel; das Schneegefieder dunkel befleckt, gebrochen das Aug“* – dieser Blick allein genügt, um tiefstes Mitgefühl zu erregen. Mit plötzlichem Entschluss zerbricht Parsifal Pfeil und Bogen: sichtbares Zeichen dafür, dass er nie wieder Leben mutwillig schädigen wird.

Dann wird er zum kranken Amfortas geführt, der auf Erlösung von seinem Leid wartet. Auch mit ihm empfindet Parsifal stärkstes Mitleid. Doch dieses Gefühl allein ist nicht ausreichend, um die Erlösung herbeizuführen; dazu bedarf es der klaren, bewussten Erkenntnis vom Ursprung des Leidens und dem Mittel zu dessen Aufhebung. Diese kann Parsifal nur dadurch erlangen, dass er das Leiden des Amfortas im wahrsten Sinne des Wortes als sein eigenes mit-leidet: Er muss die ganze brennende Qual des unstillbaren Begehrens am eigenen Leib erleben, um dieses Begehren als die wahre Ursache allen Leidens zu erkennen. Dies geschieht durch den Kundry-Kuss. Die im Dienste Klingsors stehende Verführerin, der es gelungen war, in Amfortas die Begierde zu erwecken, meint, das Gleiche bei Parsifal bewirken zu können. Doch es kommt anders: Das Erlebnis des

sinnlichen Verlangens bewirkt in ihm die große Erleuchtung. Ihm wird nicht nur klar, dass die Begierde die Quelle allen Leides ist, sondern er erkennt auch die Quelle der Begierde selbst: die Täuschung der Trennung, die den Blick auf die Einheit alles Lebenden verdeckt. „Tat-twam-asi“: Er selbst ist der Andere, das Leid des Anderen ist sein Leid. Parsifal hat das erlebt, was Schweitzer als „das große Ereignis in der Entwicklung des Seins“⁽³²⁾ bezeichnet: „Hier erscheinen die Wahrheit und das Gute in der Welt, das Licht glänzt über dem Dunkel, der tiefste Begriff des Lebens ist erreicht: Das Leben, das zugleich Miterleben ist, wo in einer Existenz der Wellenschlag der ganzen Welt gefühlt wird, in einer Existenz das Leben als solches zum Bewusstsein seiner selbst kommt – das Einzeldasein aufhört, das Dasein außer uns in das unsrige hereinflutet.“⁽³³⁾

Als Symbol für diese befreiende Erkenntnis bricht der Klingsorturm zusammen; wo früher das Trugbild des trennenden Egos stand, ist jetzt nichts als Einöde.

Nun ist der Weg zur Erlösung des leidenden Amfortas frei. Mit dem trennenden Ego ist die Quelle der Begierde verschwunden und damit auch die Quelle des Leids. Das Mitgefühl kann frei fließen und alle Wesen miteinander verbinden; der Erlöser, der Christus im Menschen, ist erlöst.

Das ist aber nicht die letzte Stufe des Parsifal-Weges. In einem der kühnsten und wunderbarsten Bilder von Wagners gesamtem Schaffen, dem sogenannten „Karfreitagszauber“, erleben wir, wie die Erlösung, die Parsifal für den Menschen errungen hat, sich nunmehr auch auf das nicht-menschliche Leben ausdehnt, so dass der Mensch zum Erlöser der ganzen Natur wird. Denn im Moment, in dem Parsifal seine eigene Befreiung vollendet, beginnt auch die Blumenau, die ihn umgibt, wie verwandelt aufzublühen und in sanftem Licht zu leuchten. Der geheime Zusammenhang zwischen der menschlichen Seele und der Seele der Natur, die in diesem Ereignis sichtbar wird, entzieht sich zwar dem rationalen Verständnis und kann nur im Bild und in der Musik ahnend erlebt werden. Doch es gibt hier auch eine Bedeutungsebene, die vom Denken erfasst werden kann. Es ist nämlich Karfreitag. Und so, wie sich Christus einst für die Menschen aufopferte, um sie zu erlösen, so sollten die Menschen Opfer bringen, um die Natur von ihrem Leiden zu erlösen, indem sie jede unnötige Schädigung anderen Lebens sorgfältig vermeiden. Auf diese Weise kann der

Mensch als verantwortlich handelndes Wesen dazu beitragen, dass jene „Tragik des Lebens“, die einst Schopenhauer dazu bewog, die Welt und das Leben zu verneinen, wenn nicht gänzlich aufgehoben, so doch wenigstens vermindert wird. Die Worte, mit denen der alte Ritter Gurnemanz dies erklärt – es ist die sogenannte „Karfreitagsunterweisung“ – können als Wagners ethisches Vermächtnis gelten:

*Des Sünders Reuetränen sind es,
Die heut mit heil'gem Tau
Beträufet Flur und Au':
Der ließ sie so gedeihen.
Nun freut' sich alle Kreatur
Auf des Erlösers holder Spur,
Will sein Gebet ihm weihen.
Ihn selbst am Kreuze kann sie nicht erschauen:
Da blickt sie zum erlösten Menschen auf;
Der fühlt sich frei von Sündenlast und Grauen,
Durch Gottes Liebesopfer rein und heil.
Das merkt nun Halm und Blume auf den Auen,
Dass heut des Menschen Fuß sie nicht zertritt,
Doch wohl, wie Gott mit himmlischer Geduld
Sich sein' erbarmt und für ihn litt,
Der Mensch auch heut in frommer Huld
Sie schont mit sanftem Schritt.
Das dankt nun alle Kreatur,
Was all' da blüht und bald erstirbt,
Da die entsündigte Natur
Heut ibren Unschuldstag erwirbt.*

Das ist aber nichts anderes als eine poetische Darstellung der Idee der „Ehrfurcht vor dem Leben“. Wir werden nie erfahren, inwieweit Schweitzer in seinem Denken bewusst oder unbewusst durch seinen großen Vorgänger, mit dessen Werken und Schriften er bestens vertraut war, beeinflusst wurde. Fest steht jedenfalls, dass sich beide als Verkünder einer neuen Ethik auf wunderbare Art und Weise ergänzen; was der Denker Schweitzer als erhebenden Gedanken vorträgt, fasst der Künstler Wagner in seelenaufwühlende und wesensergreifende Klänge und Bilder; und was der Künst-

ler Wagner in Klang und Bild in die Tiefe unserer Seele versenkt, wird uns vom schlichten Menschen Schweitzer als zur Nachahmung aufrufende Tat beispielhaft vorgelebt. So werden wir in allen Teilen unseres Wesens ergriffen, und Verstand, Gefühl und Wille können zusammenwirken, um auch uns zu verwandeln und zur wahrhaften Sittlichkeit zu erheben.

- (1) Richard Wagner, *Oper und Drama*, Stuttgart 1984, S. 183.
- (2) Albert Schweitzer, *Predigten 1898–1948*, München 2001, S. 1241f.
- (3) Albert Schweitzer, *Die Weltanschauung der Ehrfurcht vor dem Leben*, Kulturphilosophie III, Erster und Zweiter Teil, München 1999, S. 216.
- (4) Ebenda, S. 246.
- (5) Brief an August Röckel vom 25./26.1.1854, in: Richard Wagner, *Briefe*, München 1983, S. 277.
- (6) Albert Schweitzer, *Predigten 1898–1948*, München 2001, S. 1237, 1236.
- (7) „Das Kunstwerk der Zukunft“ in: Richard Wagners *Gesammelte Schriften*, hg. von J. Kapp, Leipzig o. J., Band X, S. 50.
- (8) Albert Schweitzer, *Predigten 1898–1948*, München 2001, S. 1241.
- (9) Richard Wagner, *Briefe*, München 1983, S. 277.
- (10) Ebenda, S. 279.
- (11) Albert Schweitzer, *Kultur und Ethik*, München 1960, S. 224.
- (12) Harald Steffahn, *Albert Schweitzer in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, Reinbek bei Hamburg 1979, S. 64.
- (13) „Die Kunst und die Revolution“, in: Richard Wagners *Gesammelte Schriften*, hg. von J. Kapp, Leipzig o. J., Band X, S. 14.
- (14) „Der Mensch und die bestehende Gesellschaft“, in: Richard Wagners *Gesammelte Schriften*, hg. von J. Kapp, Leipzig o. J., Band XII, S. 27.
- (15) „Die Kunst und die Revolution“, in: Richard Wagners *Gesammelte Schriften*, hg. von J. Kapp, Leipzig o. J., Band X, S. 32.
- (16) Ebenda, S. 33.
- (17) Richard Wagner, *Briefe*, München 1983, S. 185.
- (18) Richard Wagner, *Oper und Drama*, Stuttgart 1984, S. 225.
- (19) Richard Wagners *Gesammelte Schriften*, hg. von J. Kapp, Leipzig o. J., Band XIV, S. 143.
- (20) Albert Schweitzer, *Kultur und Ethik*, München 1960, S. 157.
- (21) Albert Schweitzer, *Predigten 1898 – 1948*, München 2001, S. 1237f., 1241.
- (22) Ebenda, S. 1238.
- (23) Ebenda, S. 1240.
- (24) Ebenda.
- (25) „Was nützt diese Erkenntnis“, in: Richard Wagners *Gesammelte Schriften*, hg. von J. Kapp, Leipzig o. J., Band XIV, S. 181.
- (26) Ebenda, S. 176.
- (27) „Religion und Kunst“, in: Richard Wagners *Gesammelte Schriften*, hg. von J. Kapp, Leipzig o. J., Band XIV, S. 142.
- (28) Ebenda, S. 144.
- (29) „Offenes Schreiben an Herrn Ernst von Weber“, in: Richard Wagners *Gesammelte Schriften*, hg. von J. Kapp, Leipzig o. J., Band XIII, S. 301.
- (30) Ebenda, S. 305.
- (31) Vgl. z.B. „Religion und Kunst“, S. 132.
- (32) Albert Schweitzer, *Predigten 1898–1948*, München 2001, S. 1242.
- (33) Ebenda.

Claus Günzler

„Nachdenklich machen ist die tiefste Art zu begeistern“

Zur Pädagogik in Schweitzers Ethik

Albert Schweitzers Lebenswerk weist einen doppelten Bezug zur Pädagogik auf, wobei der erste Bezugspunkt allgemein bekannt, der zweite aber noch weithin unentdeckt ist. Als Inbegriff praktizierter Humanität ist Schweitzer zum Namensgeber vieler Schulen und Kindergärten geworden, weil er den Bildungs- und Erziehungsalltag dauerhaft zu bereichern vermag. So ist er bis heute als ein stilles, doch gerade deswegen anspruchsvolles und überzeugendes Vorbild in vielen Bildungsinstitutionen präsent. Dies ist allgemein bekannt und daher hier nicht das Thema.

Wenig bekannt dagegen ist, dass es pädagogische Leitmotive sind, die Schweitzer als Ethiker inspirieren und ihn einen Argumentationsweg einschlagen lassen, der Ethik und Pädagogik in neuartiger Weise miteinander verbindet. Verständlicherweise hat die Fachpädagogik dies übersehen, denn Schweitzer hat keine eigenen Studien zur systematischen Pädagogik vorgelegt, sondern sein pädagogisches Denken ganz und gar in die ethische Argumentation eingehen lassen. Hier allerdings spielt es eine zentrale und überaus eigenständige Rolle, wandelt das Verständnis von Ethik grundlegend um und verdient daher die kritische Aufmerksamkeit der Pädagogenzunft.

Der entscheidende Punkt ist dabei, dass Schweitzer sich von der überkommenen Überzeugung verabschiedet, zuerst habe die Ethik die Leitprinzipien des sittlichen Handelns vernunftig zu begründen und danach die Pädagogik dafür zu sorgen, dass möglichst viele Menschen auch die Motivation zum Handeln nach diesen Prinzipien entwickeln. Dieses Modell ist für ihn gescheitert, weil es die Ethik von der Lebenswirklichkeit trennt, und muss deshalb durch einen neuen Ansatz korrigiert werden. Dabei kommt es darauf an, dass der Einzelne die Prinzipien der Ethik nicht als fertige Vernunftresultate kennen lernt, sondern seinen persönlichen Weg zu diesen gehen, sie als selbstgewonnene Orientierung auch emotional bejahen kann und so die Ethik als Einheit von allgemein-

gültigen Direktiven und persönlicher Motivation erlebt. Es ist also nicht überraschend, wenn Schweitzer wiederholt betont, er wolle keine neue Ethik entwerfen, sondern dem ethischen Erbe der Menschheit zu neuer Verbindlichkeit verhelfen. Sein Ziel ist eben zuallererst ein pädagogisches: Der Ertrag des ethischen Menschheitsdenkens soll für die Gegenwart zurückgewonnen, revitalisiert werden, und der Schlüssel dazu liegt in dem Versuch, prinzipielle Orientierung und individuelle Motivation als eine einzige, einheitliche Aufgabe zu meistern. Auch wenn Schweitzers Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben den Anschein einer neuen Ethik erweckt, bleibt sie der Intention nach der grundlegende Versuch, einen neuen Weg zur Verbindlichkeit der alten Menschheitsorientierungen aufzuzeigen. Diesen Weg möchte ich nunmehr anhand einiger ausgewählter Aspekte skizzieren.

Das „innere Leben“ als Wurzel des Handelns

In noch jungen Jahren hält Schweitzer am 2. Juli 1911 eine *„Predigt über Erziehung“* und bezieht sich dabei auf Joh. 6,63: *„Der Geist ist's, der da lebendig macht.“* Als Resümee hält er fest: *„Erziehen heißt, im physischen das geistige Leben wecken. Wirkung auf Geist kann nur vom Geiste ausgehen. Wo kein inneres Leben ist, gibt es keine erziehende Kraft. Darüber kann alle äußerliche Erziehungskunst nicht hinwegtäuschen. Wo aber ein Mensch in ernstem Arbeiten an sich selbst wirklich ein Mensch wird, da ist Kraft.“*⁽¹⁾

Damit nimmt Schweitzer früh vorweg, was später seine Kulturphilosophie bestimmt, vor allem aber den Neuigkeitsgehalt seiner 1923 publizierten Ethik⁽²⁾ ausmacht und danach alle weiteren Studien zu Kulturphilosophie und Ethik⁽³⁾ prägt. Immer wieder geht es ihm darum, das *„innere Leben“* zu wecken, also die geistige Lebendigkeit und Ernsthaftigkeit anzuregen, denn was wir physisch tun, entspringt stets inneren Dispositionen, und das Erziehen ist dafür nur ein Beispiel unter vielen. Deshalb darf die Ethik ihre Normen nicht nur theoretisch begründen, sondern muss mit diesen auch das *„innere Leben“* jedes Einzelnen erreichen, ihn in seiner ganzen Vielschichtigkeit ansprechen. Appelle an die Vernunft genügen eben nicht, um praktische Wirksamkeit zu erzielen, und folgerichtig hält Schweitzer ethische Normen nicht schon für akzeptabel, wenn sie plausi-

bel begründet sind, sondern erst dann, wenn sie auch motivationale Kraft ausstrahlen. In diesem Sinn fordert er: *„Das wahre Grundprinzip des Ethischen muss bei aller Allgemeinheit etwas ungebeuer Elementares und Innerliches sein, das den Menschen, wenn es ihm einmal aufgegangen ist, nicht mehr loslässt, in selbstverständlicher Weise in all sein Überlegen mit bineinredet, sich nicht in den Winkel stellen lässt und fort und fort eine Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit provoziert.“*⁽⁴⁾

Eine ethische Richtlinie soll demnach etwas „Innerliches“ sein, also als persönlich erworbene Überzeugung das Handeln leiten, zugleich aber „Allgemeinheit“ aufweisen, also strengen Vernunftansprüchen und damit dem Kriterium der Universalisierbarkeit standhalten. Mit dieser Verflechtung von biographisch sehr unterschiedlichen Wegen zur Ethik einerseits und dem allgemeingültigen Anspruch der ethischen Prinzipien andererseits setzt Schweitzer dem ethischen Denken ein neues Vorzeichen und sieht seine eigene Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben als einen Entwurf, der aus dieser Verflechtung zwingend hervorgeht. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts hat die akademische Ethik diesen Ansatz harsch kritisiert, weil sie das strenge Denken durch allzu starke Konzessionen an das subjektive Alltagsdenken gefährdet sah, doch die heutige Philosophie teilt seit langem Schweitzers Überzeugung, dass die Ethik mit ihrer öffentlichen Reichweite steht oder fällt, also das Alltagsdenken erreichen muss, wenn sie nicht Sache einer esoterischen Minderheit werden soll. In diesem Sinn ist Schweitzer ein früherer Vorläufer des Gegenwartsdenkens, wenn er sich dem *„suchenden Denken in der Menge“* verpflichtet sieht und für eine *„lebendige Popularphilosophie“* plädiert, die gedanklichen Anspruch und klare Sprache miteinander verbindet.⁽⁵⁾ Dieser Weg soll eine Ethik ermöglichen, die nicht lebensfern am Einzelnen mit seinen konkreten Alltagsfragen vorbeiredet, sondern ihn inmitten dieser Fragen klar zu leiten vermag. Unter dieser genuin pädagogischen Prämisse tritt Schweitzer seinen eigenen Versuch einer neuen Grundlegung der Ethik an und begibt sich damit auf ein schwieriges Feld voller Komplikationen. Einige wenige davon möchte ich knapp skizzieren.

Gefühl und Denken

Eine Ethik, die das reale Leben mit allen seinen Bedürfnissen und Neigungen prägen soll, kann nicht mehr à la Kant eine Richtlinie unmittelbar aus der Vernunft ableiten und dann auf die konkreten Entscheidungssituationen anwenden, sondern muss von vornherein der Einheit von Rationalität und Vitalität gerecht werden. Schweitzer bekennt sich durchaus zur Vernunftethik, doch er weiß auch, dass vernünftig begründete Prinzipien das Handeln nur dann steuern können, wenn sie von vornherein in die Person Ganzheit des Individuums eingebettet werden. Deshalb argumentiert er nicht vom vernünftigen Subjekt her, sondern setzt beim lebendigen Ich an und führt aus: *„Unser Ich, diese geheimnisvolle Einheit von Wollen, Fühlen und Erkennen, sucht sich in dem geheimnisvollen Sein der Welt, in das es hineingestellt ist, zu begreifen. Nicht irgendein logisches Vermögen übt in uns, als eine Art Gedankenmathematik, das Denken aus. In unserem Denken setzt sich unser ganzes lebendiges Ich mit der Welt auseinander. Denken ist eine elementare Funktion unseres lebendigen Seins.“*⁽⁶⁾

Das „lebendige Ich“ soll also denkend zur praktischen Verantwortung gelangen, soll sich von den aktuellen Lebensfragen aus ganz und gar individuell eine vertiefte Lebensdeutung erarbeiten und so allgemeingültige Orientierungen für sein Handeln entdecken. Aber kann es das? Bleibt es nicht allzu sehr in seiner begrenzten Alltagserfahrung stecken? Gibt es einen Weg, der vom subjektiven Erleben zu einer Richtlinie führt, die nicht nur ein persönlicher Kompass ist, sondern auch als allgemeingültiges Prinzip taugt? Aus fachphilosophischer Sicht erhebt sich hier die Frage, ob Schweitzer das „lebendige Ich“ nicht überfordert, ob er ihm nicht objektive Hilfen anbieten müsste, damit es seinen individuellen Weg gehen kann. Er selbst allerdings ist zuversichtlich, traut jedem Ich diese Gratwanderung zwischen subjektiver Zufälligkeit und objektivem Anspruch zu und unterlegt dies mit einer bemerkenswerten Theorie zur Beziehung zwischen Denken und Gefühl: *„Es ist nicht so, dass Gefühl und Denken nichts miteinander zu tun haben. Sie gehören zueinander und sind aufeinander angewiesen. Gefühl ist Denken, abnendes Denken, in dunkeln Umrissen, undeutlicher, aber auch unbeirrbarer als das klar überlegende, weil es mehr eine in uns stattfindende als von uns ausgeübte Tätigkeit unseres Geistes ist. Alle*

großen Wahrheiten treten in der Menschheit zuerst als gefühlte und erst nachher als im Denken erkannte auf. Aber das Denken ist über das Gefühl gesetzt. Die nur in undeutlichen Umrissen vorhandenen Ideen des Gefühls müssen im Denken Deutlichkeit erlangen und sich in ihm rechtfertigen. Nur was auf diese Weise aus vorgeabter Erkenntnis logisch begründete Gewissheit wird und damit Anspruch auf Allgemeingültigkeit hat, kann uns Wahrheit sein.“⁽⁷⁾

Solche Aussagen verdeutlichen, warum es für ihn so wichtig ist, den Einzelnen nicht mit einer fertigen Ethik zu konfrontieren, sondern ihn zuallererst zum eigenen Denken zu ermutigen. Wenn alles Denken vom Gefühl ausgeht, sich diesem gegenüber aber auch behaupten und das Gefühlte rational klären, prüfen und rechtfertigen muss, dann ist der Weg zur ethischen Verbindlichkeit vorgezeichnet, das heißt, es kommt darauf an, jedes „lebendige Ich“ zum Denken zu inspirieren, damit es seine subjektive Gefühlswelt klären und zu rational plausiblen Leitorientierungen vordringen kann. In diesem Sinne bringt Schweitzer sein pädagogisches Credo auf die Formel: *„Nachdenklich machen ist die tiefste Art zu begeistern.“*⁽⁸⁾

Denken und Verantwortung

Von der Aufklärung geprägt, baut er dabei auf die Denkfähigkeit aller Menschen und begreift es als sittliche Pflicht, diese *„zu elementarem Nachdenken über die Frage, was der Mensch in der Welt ist und was er aus seinem Leben machen will, aufzurütteln.“*⁽⁹⁾ Glück und Unglück, Recht und Unrecht, Gesundheit und Krankheit, Erfolg und Misserfolg und vieles mehr fordern jeden Einzelnen heraus, solchen Fragen nachzugehen, wobei das elementare Denken zwar nicht wissenschaftlich ist, aber doch rational und tief. Das „lebendige Ich“ hat hier gleichsam den Schlüssel zu einer verfeinerten Lebensdeutung in der Hand, vorausgesetzt, es lässt sich nicht von banalen Alltagsreizen ablenken, sondern nimmt seine Lebenserfahrungen ernst. Tut es dies, so öffnet sich der gedankliche Weg zur Richtlinie der *„Hingebung an Leben aus Ehrfurcht vor dem Leben“*⁽¹⁰⁾, denn wer sich mit den Grundlagen des eigenen Lebens befasst – Schweitzer spricht hier von einer *„Mystik der Wirklichkeit“*⁽¹¹⁾ –, wird sich schnell der Tatsache bewusst, dass er weiterleben und dabei möglichst viel Freude erleben, Schmerz und Leid aber vermeiden möchte. Die dem echten Denken in-

newohnende Nötigung zur Wahrhaftigkeit lässt ihm nunmehr keine andere Wahl, als die Lebensansprüche, die er für sich selbst erhebt, analog auch allen anderen Lebewesen zuzubilligen, das heißt, er wird den verantwortungsvoll fürsorglichen Umgang mit fremdem Leben als gut anstreben, die rücksichtslos destruktive Missachtung fremden Lebens als böse zu vermeiden suchen. Damit ist ein allgemeingültiges Prinzip der Ethik auf einem sehr persönlichen Denkweg einsichtig geworden, für Schweitzer sogar das alleingültige Prinzip, denn er lässt kein weiteres gelten.

Auf den ersten Blick fordert dieses Ergebnis die skeptische Frage heraus, was denn nun aus dem Ziel geworden ist, das ethische Erbe der Menschheit mit neuer Verbindlichkeit auszustatten, denn eine Präsenz der Weltkulturen lässt sich hier nicht unmittelbar erkennen. Schweitzer selbst allerdings hat diese in umfangreichen Studien auf Divergenzen und Konkordanzen hin durchsucht, begreift den Gedanken der Ehrfurcht vor dem Leben als eine neue Konkretisierung der Humanitätsidee und sieht diese wiederum als eine gemeinsame Errungenschaft des Menschheitsdenkens. Wer also das Prinzip der Ehrfurchtsethik denkend zu bejahen vermag, hat damit eine Leitorientierung gewonnen, die sich in allen Kulturen begründen lässt und wird deshalb auch dialogbereit auf die konflikthaltigen Themen zwischen den Kulturen zugehen. Pädagogisch gesagt: Wer sich aus eigener Motivation wichtige Einsichten angeeignet hat, wird die weiterführenden Fragen nicht desinteressiert ausblenden.

Weitaus größer sind die Schwierigkeiten, die mit der von Schweitzer verfochtenen „*Verantwortung gegen alles, was lebt*“,⁽¹²⁾ verbunden sind. Er selbst leugnet die Konflikte keineswegs, zu denen seine Richtlinie in der konkreten Situation führt, und betont, dass uns „*die Notwendigkeit, Leben zu vernichten und Leben zu schädigen, auferlegt*“ sei.⁽¹³⁾ Normalerweise helfen sich Ethiker hier mit Regelsystemen, die festlegen, wann das Töten und Schädigen von Leben sittlich verwerflich ist und wann es sich als unentrinnbare Notwendigkeit jeder Schuldzuweisung entzieht. Solche Versuche lehnt Schweitzer radikal ab und wendet sich gegen die übliche Erwartung, dass die Ethik „*in klaren Weisungen gebiete und nur durchaus Erfüllbares verlange*.“⁽¹⁴⁾ Stattdessen verweist er immer wieder kompromisslos auf die Richtlinie der Verantwortung für alles Lebendige und überlässt es dem



Einzelnen, nach individueller Kraft den Spielraum für ethische Entscheidungen konsequent auszuloten. Es gibt also nie die eine, allein richtige Entscheidung, sondern stets nur den Versuch, in Orientierung an der Richtlinie verantwortungsvoll zu handeln. Davon verspricht er sich eine wirksamere sittliche Praxis als von vorgegebenen Standards, die für bestimmte Situationen klar definierte Entscheidungen vorschreiben.

Es liegt nahe, dass dieses abstrichlose Vertrauen auf das denkende Ich und seine selbsterarbeitete Direktive in der akademischen Ethik auch heute auf skeptische Vorbehalte trifft, doch es lässt sich auch nicht leugnen, dass Schweitzer mit seinem Typus von Ethik einer Problematik Rechnung trägt, die das 21. Jahrhundert zunehmend herausfordert. In einem wiederholt verwendeten Bild betont er, dass die Ethik „*nicht ein Park mit planvoll angelegten und gut erhaltenen Wegen, sondern eine Wildnis ist, in der jeder sich seinen Pfad suchen und babnen muss*.“⁽¹⁵⁾ Für viele Menschen ist der Weg vom Park in die Wildnis längst zur Alltagserfahrung geworden, weil die immense Beschleunigung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts fortlaufend Konflikte erzeugt, die sich durch ethische Stan-

dards kaum überzeugend lösen lassen. So spricht vieles für eine Ethik, die allgemeingültige Leitorientierungen begründet, die produktive Konkretisierung derselben aber der persönlichen Verantwortung zuweist. Dies heißt nicht, dass Schweitzers Ethik alle Gegenwartsfragen zu erfassen und für diese gar einen exklusiven Lösungsweg anzubieten vermag, wohl aber, dass sie als ein besonders zukunftsöffener Entwurf den weiteren Gang der ethischen Debatte maßgeblich anregen kann, und dies vor allem durch die methodische Verknüpfung von ethischen und pädagogischen Motiven. Der ethisch-pädagogische Versuch, das „*lebendige Ich*“ als Adressaten der Ethik ernst zu nehmen und es zur Suche nach verbindlicher Orientierung zu inspirieren, scheint ohne Alternative zu sein, wenn die Mündigkeit des Einzelnen in einer Gesellschaft der kollektiven Trends gefördert und gestärkt werden soll. In dieser Hinsicht erweist sich Schweitzer schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts als ein helllichtiger Ethiker für das 21. Jahrhundert.

- (1) A. Schweitzer, *Predigten 1898-1948*, hrsg. v. R. Brüllmann/ E. Gräßer, München 2001, S. 1137.
- (2) A. Schweitzer, *Kulturphilosophie I + II*, Neuausgabe beck'sche Reihe Bd. 1150, München 2007.
- (3) A. Schweitzer, *Die Weltanschauung der Ebrfurcht vor dem Leben – Kulturphilosophie III*, hrsg. v. C. Günzler/J. Zürcher, 2 Bände, München 1999/2000.
- (4) A. Schweitzer, *Kulturphilosophie*, a.a.O., S. 111.
- (5) *Ebd.* S. 20.
- (6) A. Schweitzer, *Weltanschauung*, a.a.O., Bd. 1, S.284.
- (7) *Ebd.* S. 407.
- (8) *Ebd.*, Bd. 2, S. 379.
- (9) A. Schweitzer, *Kulturphilosophie*, a.a.O., S. 97.
- (10) *Ebd.* S. 305.
- (11) *Ebd.* S. 304.
- (12) *Ebd.* S. 309.
- (13) *Ebd.* S. 315.
- (14) A. Schweitzer, *Weltanschauung*, a.a.O., Bd. 1, S. 244.
- (15) *Ebd.* S. 246.

Werner Zager

David Friedrich Strauß im Urteil Albert Schweitzers

Innerhalb seiner „Geschichte der Leben-Jesu-Forschung“ würdigt Albert Schweitzer die beiden großen Pioniere bei der Erforschung des historischen Jesus: zum einen Hermann Samuel Reimarus (1694–1768), Professor für orientalische Sprachen in Hamburg, dessen „*Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes*“ erst im Jahre 1972 vollständig ediert worden ist⁽¹⁾, nachdem Lessing nach dem Tode des Verfassers sieben Fragmente in den Jahren 1774 bis 1778 anonym veröffentlicht hatte, so auch das Fragment „*Vom Zwecke Jesu und seiner Jünger*“. Zum anderen handelt es sich um David Friedrich Strauß (1808–1874), dessen Geburtstag sich am 27. Januar 2008 zum 200. Mal jährte.

Wenn Schweitzer die beiden Forscher miteinander in Verbindung bringt, dann ist dies durchaus sachgemäß, lassen sich doch in ihren Arbeiten eine Reihe von Berührungspunkten und Gemeinsamkeiten entdecken. Auch hat erst Strauß Reimarus in der Literatur bekannt gemacht.⁽²⁾ Dem Urteil des Straßburger Privatdozenten zufolge haben Reimarus und Strauß „*die Forschung mehr vorwärtsgebracht als alle andern zusammen*“⁽³⁾. Die Begründung dafür ist die folgende: Ausgehend von der Beobachtung, dass nicht nur jede Epoche ihre Gedanken in Jesus wiedergefunden, sondern auch jeder Einzelne ihn nach der eigenen Persönlichkeit geschaffen habe, führt Schweitzer in der für ihn so typischen gleichnishaften Sprache aus: „*Es gibt kein persönlicheres historisches Unternehmen, als ein Leben-Jesu zu schreiben. Kein Leben kommt in die Gestalt, es sei denn, daß man ihr den ganzen Haß oder die ganze Liebe, deren man fähig ist, einbaucht. Je stärker die Liebe, je stärker der Haß, desto lebendiger die Gestalt, die erstebt. Denn auch mit Haß kann man Leben-Jesu schreiben – und die großartigsten sind mit Haß geschrieben: das des Reimarus, des Wolfenbüttler Fragmentisten, und das von David Friedrich Strauß. Es war nicht so sehr ein Haß gegen die*

Dieser Vortrag wurde gehalten am 22. September 2007 in der Evangelischen Akademie Bad Boll im Rahmen der Tagung „Führt Wahrhaftigkeit zum Unglauben? David Friedrich Strauß als Bibelkritiker und Philosoph“ (gekürzte Fassung; der vollständige Text wird in dem von mir herausgegebenen Tagungsband veröffentlicht, Neukirchener Verlag, 2008).

Person als gegen den übernatürlichen Nimbus, mit dem sie sich umgeben ließ und mit dem sie umgeben wurde. Sie wollten ihn darstellen als einen einfachen Menschen, ihm die Prachtgewänder, mit denen er angetan war, herunterreißen und ihm die Lumpen wieder umwerfen, in denen er in Galiläa gewandelt hatte. Weil sie haßten, sahen sie am klarsten in der Geschichte.“⁽⁴⁾

Und wiederum auf beide Forscher bezieht Schweitzer den Wehespruch Jesu aus Mt 18,7: „Es muss ja Ärgernis kommen; aber webe dem Menschen, durch welchen das Ärgernis kommt.“ Mit der Verwendung dieses in einen apokalyptischen Kontext gehörenden Wortes, wonach das Kommen der endzeitlichen Wehen in Gottes Heilsplan verankert sei, will Schweitzer in pointierter Weise zum Ausdruck bringen: Zweifel, Kritik und Ketzerei sind notwendig für den religiösen und geistigen Fortschritt. Doch wer an den Grundfesten der Religion rüttelt – mag er dies auch in der besten Absicht tun, hierdurch der Wahrhaftigkeit der Religion zu dienen –, muss negative Folgen für seine Person gewärtigen. Jedenfalls dann, wenn er damit ins Licht der Öffentlichkeit tritt. Und in diesem Punkt besteht der entscheidende Unterschied zwischen Reimarus und Strauß. Schweitzer kontrastiert beider Schicksal mit den Worten: „Reimarus entging dem Webe, indem er das Ärgernis zeitlebens für sich behielt und schwieg. [...] Aber an Strauß, der als Siebenundzwanzigjähriger das Ärgernis der Welt preisgab, erfüllte sich der Fluch. Er ging zugrunde an seinem Leben-Jesu; aber er hörte nicht auf, stolz darauf zu sein, obwohl ihm alles Unglück von dort her kam.“⁽⁵⁾

1. Das Problem des Wunders

In der Perspektive Albert Schweitzers markiert Strauß einen deutlichen Einschnitt, wie evangelische Theologie mit dem Problem des Wunders im Neuen Testament verfährt: „Zwei Perioden heben sich von selbst ab: vor Strauß und nach Strauß. Die erste wird beherrscht von dem Problem des Wunders. Wie kann sich die historische Darstellung mit übernatürlichen Ereignissen abfinden? Mit Strauß ist das Problem gelöst: sie gehören nicht in die historische Darstellung, sondern sind mythische Bestandteile der Quellen.“⁽⁶⁾

Um diese von Schweitzer vorgenommene Ortsbestimmung präziser erfassen zu können, gilt es sich zu vergegenwärtigen, welche Positionen gegenüber der Wunderfrage in der neutestamentlichen Exegese vor Strauß

eingenommen wurden. Prinzipiell kann man drei Standpunkte voneinander unterscheiden:

1. Der Supranaturalismus beurteilte die Wundergeschichten im Neuen Testament als historische Tatsachenberichte, die gläubig anzunehmen und nicht in Zweifel zu ziehen seien.
2. Dagegen suchte der gewöhnliche Rationalismus, die erzählten Wunder natürlich zu erklären, ohne Kritik an den Texten selbst zu üben.
3. Der radikale Rationalismus ging darüber hinaus, indem er die Wundergeschichten als Produkte menschlicher Phantasie abtat.

Während der letzte Standpunkt zur Zeit von Strauß keine Rolle mehr spielte, war damals innerhalb der Theologie der bedeutendste Vertreter des Rationalismus Heinrich Eberhard Gottlob Paulus (1761–1851) in Heidelberg, „der die Hauptaufgabe neutestamentlicher Exegese darin sah, die Mittelursachen zu den Geschehnissen aufzusuchen, die von den Augenzeugen eben deshalb als Wunder aufgefaßt und berichtet worden seien, weil sie diese Mittelursachen ignorierten“⁽⁷⁾.

Schweitzers Urteil zufolge hat nach Strauß der Supranaturalismus in der historischen Erforschung des Lebens Jesu sein Recht unwiederbringlich verloren; zwischen Supranaturalismus und Rationalismus müsse sich die Wissenschaft einen neuen Weg suchen. Demgemäß steht in der „Geschichte der Leben-Jesu-Forschung“: „Mit Strauß beginnt die Periode der wunderlosen Betrachtung des Lebens Jesu; in dem Kampf gegen sein Werk erschöpften sich alle andern Ansichten und gaben dann wie von selbst eine Position nach der anderen auf. [...] Besondere Daten sind in diesem Prozeß eigentlich nicht anzuführen. Nach der ersten Explosion geht alles lautlos vonstatten; das Wunderproblem wird einfach immer mehr beiseite gelassen. In der neuen Periode der Leben-Jesu-Forschung, die mit der Mitte der sechziger Jahre [sc. des 19. Jahrhunderts] einsetzt, ist es ganz bedeutungslos geworden.“⁽⁸⁾

Für Schweitzer ist zwar damit das Wunderproblem nicht gelöst; historisch ist es für ihn überhaupt unlösbar, „da wir den Prozeß der Entstehung einer Reihe von Wunderberichten oder der Umbildung von historischen Geschehnissen in Wunderberichte nicht mehr rekonstruieren können“⁽⁹⁾.

Auf jeden Fall sei Strauß bei der Identifizierung von mythischen Bestandteilen innerhalb der Evangelienüberlieferung zu weit gegangen, indem er die Bedeutung alttestamentlicher Motive für die frühchristliche

Traditionsbildung überschätzt und Perikopen aus ihrem literarisch-historischen Zusammenhang isoliert habe⁽¹⁰⁾. Dagegen sei „das an sich selbstverständliche Prinzip der wunderlosen Geschichtsauffassung in der kritischen Wissenschaft allgemein anerkannt“⁽¹¹⁾.

Allerdings kann es sich Schweitzer nicht verkneifen, in ironischer Weise auf die in der Theologie künftig anzutreffenden Inkonsequenzen hinzuweisen: „Die wissenschaftlichen Theologen von heute, die ihr ‚Gemüt‘ zeigen wollen, verlangen höchstens, daß man ihnen ein oder zwei Wunderchen beläßt, etwa in der Vorgeschichte oder in den Auferstehungsberichten [...]“⁽¹²⁾

Er mag dabei an die Jungfrauengeburt oder an den Gedanken einer leiblichen Auferstehung Jesu gedacht haben. Um bei diesen beiden Beispielen zu bleiben, so hält er es für Gedankenlosigkeit, zu fordern, man müsse an die Jungfrauengeburt glauben, nur weil von ihr im Glaubensbekenntnis die Rede sei⁽¹³⁾. Und dass Jesu Leichnam aus dem Grab, in das er gelegt worden war, von menschlicher Hand entfernt worden ist, steht für den liberalen Theologen außer Zweifel⁽¹⁴⁾.

2. Die johanneische Frage

Nachdem als einer der Ersten im Jahre 1820 der rationalistische Gothaer Generalsuperintendent Karl Gottlieb Bretschneider (1776–1848) die These vertreten hatte, das Evangelium und die Briefe des Johannes seien nicht von dem Jünger Jesu verfasst⁽¹⁵⁾, jedoch aufgrund der Kritik davon wieder abgerückt war, griff Strauß in seinem ersten Leben-Jesu die johanneische Frage erneut auf und argumentierte in seinen Untersuchungen gegen die Jüngerschaft des Evangelisten Johannes – und dies trotz dessen Hochschätzung durch Friedrich Schleiermacher und die rationalistischen Theologen.

Wie Albert Schweitzer herausgearbeitet hat, sind es vor allem folgende Gründe, die Strauß veranlassen, dem Johannesevangelium einen geringeren historischen Wert als den Synoptikern zuzusprechen:

1. Das vierte Evangelium verlängert Tendenzen, die bereits bei den synoptischen Evangelien zutage treten⁽¹⁶⁾.
2. Wenn sich Jesus wirklich mehrmals in Jerusalem aufgehalten hat, wie es das Johannesevangelium darstellt, dann lässt sich schwerlich

erklären, wie diese Kunde in der vorherigen synoptischen Überlieferung hatte verloren gehen können⁽¹⁷⁾.

3. „Johannes repräsentiert eine fortgeschrittenere Stufe der Mythenbildung, weil er den griechisch-metaphysischen Begriff der Gottessohnschaft dem jüdisch-messianischen substituiert hat und den Herrn, aus seiner Bekanntschaft mit der Logoslehre heraus, sogar die griechisch-spekulative Präexistenzvorstellung auf sich selbst anwenden läßt. Er kennt schon die doketische und gnostische Gefahr und vertritt eine apologetische Christologie, die Gnostiker als ein Gnostiker anderer Art bekämpfend.“⁽¹⁸⁾
4. Die Erwartung der zukünftigen Wiederkunft Christi als kosmisches Ereignis erfährt im Johannesevangelium eine Verinnerlichung und wird in die gegenwärtige Erfahrung verlagert⁽¹⁹⁾.
5. Die johanneische Passionsgeschichte zeigt einen Jesus, der nicht nur Leiden und Tod vorausweiß, sondern bereits innerlich überwunden hat und souverän darübersteht⁽²⁰⁾.

Den Ertrag von Strauß' Untersuchungen zum Johannesevangelium beurteilt Albert Schweitzer wie folgt: „Das Johannesevangelium steht als Geschichtsquelle so weit hinter den Synoptikern zurück, wie es theologisch und apologetisch mehr interessiert ist als sie. Zwar trägt Straußens Kritik einen mehr divinatorischen Charakter. Er kann die Stellung und die Tendenz dieses Evangeliums im Detail noch nicht genau bestimmen, weil die Dogmenbildung im zweiten Jahrhundert für ihn noch zu sehr im Dunkeln liegt. Er selbst gesteht später, daß erst [Ferdinand Christian] Baur seine 1835 eingenommenen Stellungen uneinnehmbar gemacht habe.“⁽²¹⁾

Die von Strauß vorgenommene historische Einordnung des Johannesevangeliums ermöglichte nach Schweitzer einen wichtigen Fortschritt in der Jesusforschung. Jedoch sei dieser zugleich wieder dadurch gehemmt worden, dass Strauß das Markusevangelium nicht als das älteste Evangelium betrachtete, sondern darin nur einen Auszug aus dem Matthäusevangelium erblicken konnte⁽²²⁾. Schweitzer kritisiert die „rein kritisch zerlegende Tendenz“ des Strauß'schen Werkes, der zufolge nicht nur die johanneischen, sondern auch die synoptischen Reden Kompositionen⁽²³⁾ darstellen. Auch werde die innere Verbindung der Perikopen im Markusevangelium verkannt, da es Strauß nur um die einzelne Überlieferungseinheit und deren etwaigen mythischen Gehalt gehe⁽²⁴⁾.

Als Strauß bei der dritten Auflage seines *„Leben Jesu, kritisch bearbeitet“* seinen Kritikern in der Beurteilung des Johannesevangeliums entgegenkommt, verurteilt Schweitzer dies als *„baltlose Vermittlungen“*⁽²⁵⁾. Diese seien dadurch ermöglicht worden, dass Strauß *„keinen geschlossenen synoptischen Plan“*⁽²⁶⁾ als historisch anerkenne. Angemerkt sei: Im Blick auf die weitere Forschung hat Strauß Recht behalten. Wie die späteren formgeschichtlichen Untersuchungen gezeigt haben, ist der Rahmen der Geschichte Jesu sekundär⁽²⁷⁾. Am Anfang steht in der Tat die Einzelüberlieferung. Und so wäre es durchaus sachgemäß gewesen, wenn Rudolf Bultmann (1884–1976) seine ursprüngliche Absicht umgesetzt und sein grundlegendes formgeschichtliches Werk *„Die Geschichte der synoptischen Tradition“*⁽²⁸⁾ David Friedrich Strauß gewidmet hätte. Immerhin beruft sich Bultmann auf Strauß, wenn er die Auffassung vertritt, dass die synoptische Überlieferung zunächst aus Einzelstücken bestand, die in den Evangelien durch Redaktionsarbeit verbunden wurden⁽²⁹⁾. Entgegen Schweitzers Auffassung muss der Ansatz von Strauß aber keineswegs mit einer höheren historischen Wertschätzung des Johannesevangeliums einhergehen. In der vierten Auflage machte Strauß seine Änderungen wieder rückgängig.

3. Grundlegende exegetische Erkenntnisse

Von Strauß in seinem *„Leben Jesu, kritisch bearbeitet“* erzielten „radikalen Resultate“ besitzen für Albert Schweitzer eine fundamentale Bedeutung für die weitere Jesusforschung bis in die eigene Gegenwart hinein: *„Diese Abschnitte sind weit entfernt, ihre Bedeutung inzwischen verloren zu haben. Sie haben das Terrain geschaffen, auf dem die heutige Forschung sich bewegt, und enthalten die Totenscheine einer Reihe von Erklärungen, die auf den ersten Augenblick ganz lebensfähig erscheinen und es doch nicht sind. Wenn sie noch heute in der Theologie umgeben, tun sie es als Gespenster, die man durch den bloßen Namen David Friedrich Strauß in die Flucht zu treiben vermag, und die sich überhaupt nicht mehr zeigen könnten, wenn diejenigen Theologen, die auf das Leben-Jesu von 1835 als auf ein überwundenes Buch zurückblicken, sich die Mühe gäben, es zu lesen.“*⁽³⁰⁾ Oder – so darf ich ergänzen – zumindest die von mir herausgegebene Auswahlgabe⁽³¹⁾.

An welche Resultate der Strauß'schen Kritik Schweitzer im Einzelnen

denkt, möchte ich mit dessen eigenen Worten wiedergeben, wobei ich mich auf die wesentlichen Züge beschränke:

1. *„An den Vorgeschichten ist alles Mythos. Die Erzählungen sind nach alttestamentlichen Vorbildern unter Berücksichtigung messianischer oder messianisch gedeuteter Stellen gewoben“*⁽³²⁾. Strauß denkt dabei an die Geburtsgeschichten von Isaak, Simson und Samuel oder an folgende alttestamentlichen Textstellen: Jes 7,14; Ps 2,7⁽³³⁾.
2. *„Die Versuche, davidische Stammtafeln Jesu aufzustellen, zeigen uns, daß es in der evangelischen Geschichtsbildung eine Periode gab, in welcher der Herr noch unbefangen als der Sohn Josephs und Marias angesehen wurde, denn sonst hätte man solche genealogischen Studien nicht unternommen.“*⁽³⁴⁾
3. *„Auch an der Geschichte vom zwölfjährigen Jesus ist kaum etwas als historisch anzunehmen.“*⁽³⁵⁾
4. *„In der Erzählung von der Taufe Jesu ist sicher dieses unhistorisch, daß dem Täufer die messianische Würde seines Täuflings offenbar geworden ist, denn sonst hätte er später nicht daran zweifeln können. Ob die Sendung der Jünger mit der Frage an Jesus historisch ist, mag dahin gestellt bleiben und hängt davon ab, ob die Art der Gefangenschaft dem Täufer einen solchen Verkehr mit der Außenwelt erlaubte. Konnte sich die Lage nicht veranlaßt finden, einen solchen Zug der Überlieferung hinzuzufügen, um den Täufer nicht ohne eine wenigstens werdende Anerkennung der Messianität Jesu scheiden zu lassen? So bliebe als historisch nur übrig, daß Jesus eine Zeitlang unter den Anhängern des Täufers weilte, von ihm getauft wurde, bald nachher mit derselben Botschaft wie er in Galiläa auftrat und auch, nachdem er über ihn hinausgewachsen war, niemals aufhörte, ihm aufrichtige Hochachtung zu zollen, wie die Worte, die er über ihn redete, zeigen.“*⁽³⁶⁾
5. *„War aber die Taufe Johannis eine Taufe der Buße auf den Kommenden hin, so kann Jesus sich nicht für sündlos gehalten haben, als er sich ihr unterzog. Oder man müßte annehmen, daß er es zum Schein tat. Ob in jenem Augenblick das Messianitätsbewußtsein in ihm entstand, wissen wir nicht. So viel aber ist sicher, daß die Vorstellung, welche Jesum bei der Taufe mit dem Geist ausgerüstet werden ließ, jene andere, daß er aus dem Geist übernatürlich gezeugt sei, noch nicht kannte. Wir*

haben bei den Synoptikern also mehrere in- und übereinander gelagerte Sagen- und Erzählungskreise.“⁽³⁷⁾

6. „Die Versuchungsgeschichte befriedigt weder als übernatürlicher, noch als innerer, noch als natürlicher Vorgang (wie etwa bei Venturini, wo ein versuchender Pharisäer die Rolle des Teufels übernimmt), sondern sie ist urchristliche Sage, aus alttestamentlichen Motiven zusammengewoben.“⁽³⁸⁾
Da in Israel die vornehmsten Frommen wie Abraham, Hiob, König David und auch das Volk Israel selbst nach der früheren Ansicht von Gott, nach der späteren vom Teufel versucht worden waren, lag die Vorstellung einer Versuchung des Messias als Haupt der Gerechten und Repräsentant des Volkes Gottes nahe³⁹⁾.
7. „Die Berufung der ersten Jünger kann so, ohne vorherige Bekanntschaft, auch nicht erfolgt sein, sondern ist der Art, wie Elias den Elisa berief, nachgebildet. An das Wort ‚Menschenfischer‘ hat sich die andere Sage vom wunderbaren Fischzug Petri angeschlossen, die dann Job 21 in einer neuen Brechung zeigt. Die sieben Jünger sind auch nicht geschichtlich.“⁽⁴⁰⁾
Strauß zufolge sind diese entweder den 70 von Mose ausgewählten Ältesten nachgebildet oder fungieren als Repräsentanten der 70 bzw. 72 – auch diese Zahl begegnet in der Überlieferung von Lk 10,1 ff. – Völker der Erde⁽⁴¹⁾.
8. „Ob die Tempelreinigung historisch ist, oder ob sie nicht vielmehr aus der messianischen Anwendung des Spruches ›Mein Haus ist ein Bethaus‹ herausgewachsen ist, bleibt unsicher. Die Schwierigkeit, sich den Vorgang vorzustellen, ist jedenfalls nicht leicht zu heben.“⁽⁴²⁾
9. „Was die Heilungen betrifft, so sind sicher einige davon historisch, aber nicht in der Fassung, in der sie uns überliefert sind. So befremdet schon, daß die Dämonen Jesum als den Messias begrüßen, was doch eher auf die Tendenz der späteren Auslegung weist, ihn auch durch die böse Geisterwelt als den Messias verherrlichen zu lassen als auf eine klare Erkenntnis, welche die geistig Gestörten vor ihren Zeitgenossen voraus haben sollten.“⁽⁴³⁾
10. „Die Heilung des Dämonischen in der Synagoge zu Kapernaum kann historisch sein. Aber andere Male ist dann der Vorgang wieder so ins Wunderhafte gesteigert, daß eine psychische Einwirkung Jesu auf den Kranken zur Erklärung nicht mehr genügt, sondern eben die schaffende

Sage als mitbeteiligt zur Entwirrung des Tatbestandes mitberangezogen werden muß. [...] Manchmal erkennt man noch die umbildenden Kräfte. Wenn z.B. die Jünger den mondsüchtigen Knaben während des Verweilens Jesu auf dem Verklärungsberg nicht heilen können, so erinnert dies an 2Kön 4, wo Elias Knecht Gehasi vergebens versucht, einen gestorbenen Knaben durch den Stab des Propheten zu erwecken; die plötzliche Heilung vom Aussatz ist in der Geschichte des Syrers Naeman vorgebildet. Die Geschichte von den zehn Aussätzigen zeigt eine so moralisierende Tendenz, daß ihre historische Geltung schon dadurch zweifelhaft wird. [...] An der Stirn tragen das Sagenhafte die Heilungen durch Berühren der Kleider und durch Fernwirkung. Der Messias muß eben die Prophetentaten erreichen und überbieten. Darum figurieren auch Totenerweckungen unter seinen Wundern.“⁽⁴⁴⁾

11. „Die Naturwunder, von denen Strauß eine Sammlung mit ‚Sturm-, See- und Fischgeschichten‘ überschreibt, sind in noch viel höherem Maße mythisch.“⁽⁴⁵⁾
12. „Wichtiger aber als die bisher besprochenen sind die Wunder, die sich an Jesus selbst ereignen und Daten in seiner Geschichte bilden. Die Verklärung muß in Jesu Leben figurieren, weil schon Mosis Angesicht einen Lichtglanz besaß. Bei der Behandlung der Auferstehungsberichte zeigt sich, daß wir zwei Schichten der Sagenbildung anzunehmen haben: eine ältere, durch Matthäus repräsentiert, die Erscheinungen in Galiläa – und nur solche – kennt, und eine jüngere, in welcher die Erscheinungen in Galiläa durch solche zu Jerusalem verdrängt sind. In jedem Falle aber handelt es sich um mythische Erzählungen. Die Auslegung kommt nie über das Dilemma hinaus, daß entweder der Tod oder die Auferstehung real war, nie aber beide zusammen. Daß die Himmelfahrt Mythos ist, versteht sich von selbst.“⁽⁴⁶⁾

Mögen auch nicht sämtliche zwölf Punkte zum Konsens der heutigen neutestamentlichen Wissenschaft gehören – für die meisten trifft dies durchaus zu –, noch immer ernsthaft diskutierte Hypothesen sind sie allemal. Daran ändert auch nichts, dass der von Strauß verwendete Mythosbegriff nicht mehr ohne Weiteres dem der gegenwärtigen Forschung entspricht.

Führt man sich den exegetischen Ertrag des „Leben Jesu, kritisch bear-

beitet“ vor Augen, dann überrascht es nicht, wenn Schweitzer Strauß „nicht nur ein[en] Zerstörer unbaltbarer Lösungen“ nennt, sondern ihm auch den Ehrentitel verleiht: „der Prophet einer kommenden Wissenschaft“⁽⁴⁷⁾. Der hohe wissenschaftliche Rang, den Schweitzer dem Strauß'schen Werk beimisst, kommt auch darin zum Ausdruck, dass er es auf die gleiche Stufe stellt wie Johannes Weiß' „Die Predigt Jesu vom Reiche Gottes“⁽⁴⁸⁾ – eine Untersuchung, in der der historische Nachweis für die endzeitliche Ausrichtung der Reich-Gottes-Verkündigung erbracht und worin für die von Schweitzer entwickelte Konzeption der konsequenten Eschatologie der Grund gelegt wird.

Auf der Schiffsreise zu seinem letzten Europaaufenthalt schrieb Albert Schweitzer am 15. August 1959 in einem Brief an Erwin Ackerknecht (1880–1960), den Direktor des Schiller-Nationalmuseums in Marbach am Neckar: „Aus meiner Geschichte der Leben-Jesu-Forschung wissen Sie, wie hoch ich Strauss als Denker und als Menschen schätze. Jenes Kapitel über ihn schrieb ich in tiefer Ergriffenheit. [...] Er war der ganz wahrhaftige Mensch jener Zeit, der sich vornahm, in allem wahrhaftig zu bleiben, was auch das Endergebnis sein würde und wie kümmerlich es ausfiel.“⁽⁴⁹⁾

Aber nicht nur literarisch erwies der wissenschaftliche Nachfahre dem „wahrhaftigste[n]“ unter den Theologen⁽⁵⁰⁾ seine Reverenz. Auf der Rückreise von Kopenhagen ins Elsass besuchte er gemeinsam mit Ackerknecht am Nachmittag des 10. Oktober 1959 auf dem Friedhof von Ludwigsburg sein Grab.

- (1) HERMANN SAMUEL REIMARUS, *Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes*, hg. v. Gerhard Alexander, 2 Bde., Frankfurt a.M. 1972.
- (2) DAVID FRIEDRICH STRAUSS, *Hermann Samuel Reimarus und seine Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes (1862)*, in: *GS von David Friedrich Strauß. Nach des Verfassers letztwilligen Bestimmungen zusammengestellt. Eingeleitet und mit erklärenden Nachweisen versehen von Eduard Zeller*, Bd. V, Bonn 1877, S. 229-409.
- (3) ALBERT SCHWEITZER, *Geschichte der Leben-Jesu-Forschung* (UTB 1302), Tübingen 1984 (= 21913), S. 48.
- (4) Ebd.
- (5) A. SCHWEITZER, *Geschichte der Leben-Jesu-Forschung* (s. Anm. 3), S. 48.
- (6) A.a.O., S. 53.
- (7) THEOBALD ZIEGLER, *Art. David Friedrich Strauß*, in: *RE3 19*, Leipzig 1907, S. (76-92) 79.
- (8) A. SCHWEITZER, *Geschichte der Leben-Jesu-Forschung* (s. Anm. 3), S. 145.
- (9) A.a.O., S. 145 f.
- (10) Vgl. a.a.O., S. 121.

- (11) A.a.O., S. 146.
- (12) Ebd.
- (13) Vgl. ALBERT SCHWEITZER, *Gespräche über das Neue Testament*, hg. v. Winfried Döbertin, Esslingen/München 1988, S. 50.
- (14) Vgl. ALBERT SCHWEITZER, *Reich Gottes und Christentum*, hg. v. Ulrich Luz, Ulrich Neuenschwander (†) u. Johann Zürcher (*Werke aus dem Nachlaß*), München 1995, S. 151.
- (15) KARL GOTTLIEB BRETSCHNEIDER, *Probabilia de evangelii et epistolam Joannis Apostoli indole et origine, eruditorium indicium modeste subjecit*, Leipzig 1820.
- (16) Vgl. A. SCHWEITZER, *Geschichte der Leben-Jesu-Forschung* (s. Anm. 3), S. 122.
- (17) Vgl. a.a.O., S. 122 f.
- (18) A.a.O., S. 123.
- (19) Vgl. ebd.
- (20) Vgl. ebd.
- (21) A.a.O., S. 123 f.
- (22) Vgl. a.a.O., S. 124.
- (23) S. a.a.O., S. 126.
- (24) Vgl. a.a.O., S. 125.
- (25) A.a.O., S. 153.
- (26) Ebd.
- (27) Vgl. KARL LUDWIG SCHMIDT, *Der Rahmen der Geschichte Jesu. Literarkritische Untersuchungen zur ältesten Jesusüberlieferung*, Berlin 1919, Nachdr. Darmstadt 1969.
- (28) RUDOLF BULTMANN, *Die Geschichte der synoptischen Tradition* (ERLANT 29), Göttingen 101995 (11921).
- (29) Vgl. a.a.O., S. 2 mit Anm. 3.
- (30) A. SCHWEITZER, *Geschichte der Leben-Jesu-Forschung* (s. Anm. 3), S. 120 f.
- (31) DAVID FRIEDRICH STRAUSS, *Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet*, in *Auswahl hg. u. eingel. v. Werner Zager* (ThSt 15), Waltrop 2003.
- (32) A. SCHWEITZER, *Geschichte der Leben-Jesu-Forschung* (s. Anm. 3), S. 118.
- (33) Vgl. D. F. STRAUSS, *Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet* (s. Anm. 7), Bd. 1, S. 97-104. 173-180.
- (34) A. SCHWEITZER, *Geschichte der Leben-Jesu-Forschung* (s. Anm. 3), S. 118.
- (35) Ebd.
- (36) Ebd.
- (37) A.a.O., S. 118 f.
- (38) A.a.O., S. 119.
- (39) Vgl. D. F. STRAUSS, *Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet* (s. Anm. 7), Bd. 1, S. 420 f.
- (40) A. SCHWEITZER, *Geschichte der Leben-Jesu-Forschung* (s. Anm. 3), S. 119.
- (41) Vgl. D. F. STRAUSS, *Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet* (s. Anm. 7), Bd. 1, S. 566-568.
- (42) A. SCHWEITZER, *Geschichte der Leben-Jesu-Forschung* (s. Anm. 3), S. 119.
- (43) Ebd.
- (44) A.a.O., S. 119 f.
- (45) A.a.O., S. 120.
- (46) Ebd.
- (47) A.a.O., S. 131.
- (48) JOHANNES WEISS, *Die Predigt Jesu vom Reiche Gottes*, Göttingen 31964 (= 21900; 11892).
- (49) *Nachlass Erwin Ackerknecht*, Ms. x78.13, Schiller-Nationalmuseum und Deutsches Literaturarchiv, Marbach am Neckar.
- (50) A. SCHWEITZER, *Geschichte der Leben-Jesu-Forschung* (s. Anm. 3), S. 106.

Albert Schweitzer als Theologe, Musiker und „freier Christ“

Als Kultfigur oder Moralikone ist Schweitzer längst aus dem Bewusstsein entschwunden. Das ist auch gut so. Umso mehr ist es nun an der Zeit, sich seines geistigen Erbes zu erinnern. Mit seinem Namen verbinden die meisten zunächst den Spitalgründer bzw. -erbauer im zentralafrikanischen Urwald, der sich als Arzt der Ärmsten im Busch annahm. Eine Renaissance seiner Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben, die uns eine grenzenlose Verantwortung für alles Leben vor Augen führt, ist in den vergangenen Jahrzehnten zum Gutteil der Umweltschutzbewegung zu danken. Dass diese Ethik eingebettet ist in einen umfassenden philosophischen Denksammenhang, der sich insbesondere in seiner groß angelegten Kulturphilosophie niedergeschlagen hat, ist jenseits wohlfeiler Schlagworte und moralischer Appelle, mit denen man sich gerne auf Schweitzer beruft, erst in den letzten Jahren wieder ins fachlich interessierte Bewusstsein vorge drungen. Insbesondere die Veröffentlichung seines Nachlasswerkes in den letzten Jahren durch den C.H. Beck-Verlag, wie es neben anderem in den beiden umfangreichen Bänden der Kulturphilosophie III Gestalt gefunden hat, konnte dazu beitragen.⁽¹⁾ Vergangenes Jahr erschien, ebenfalls bei C.H. Beck, unter Rückgriff auf das 1923 erschienene philosophische Hauptwerk die „Kulturphilosophie I und II“ in einer Neuausgabe⁽²⁾, welche eine weitere Intensivierung der Auseinandersetzung mit Schweitzers Denken erhoffen lässt.

Verhältnismäßig still ist es – mit wenigen Ausnahmen – um den Theologen und praktizierenden Pfarrer bzw. Prediger geworden und um den genialen Organisten, Bachinterpreten und Orgelbauexperten.⁽³⁾ Daher möchte ich gerade auf diese beiden, bei Schweitzer miteinander eng verschränkten Facetten seiner Vielfachbegabung, Theologie und Musik, aufmerksam machen.

Dieser Beitrag ist die erweiterte Fassung eines Vortrags, gehalten bei der Frankfurter Museumsnacht am 26.4.2008 im Deutschen Albert-Schweitzer-Zentrum Frankfurt/M.

1. Theologe „von Haus aus“

Die entscheidenden Prägungen empfing er, wie konnte es anders sein, in seinem Elternhaus. Vater, Großvater und Onkel waren Pfarrer und begnadete Organisten und Orgelkenner.

Zunächst aber zur Theologie: Schweitzer kam im väterlichen Pfarrhaus im ländlichen Günsbach/Elsass schon früh mit der Bibel und dem gelebten christlichen Glauben in Berührung. Geschichten aus der Bibel waren selbstverständlicher Bestandteil des Familienlebens. Schon mit drei, vier Jahren besuchte er allsonntäglich den Gottesdienst und – was nur wenige von sich sagen können – er freute sich schon die ganze Woche darauf (übrigens ganz im Gegensatz zur Schule, die ihm in den ersten Jahren bis in die Mittelstufe hinein eher gleichgültig war).

Als Achtjähriger schon erbat er sich vom Vater ein eigenes Neues Testament, das von da an sein wichtigster Begleiter bis in seine theologisch-wissenschaftlichen Studien hinein werden sollte. Seine später eigenwillige Art des Umgangs mit diesem biblischen Text deutete sich früh an: Religiöse Texte mit dem unbefangenen, rationalen Blick zu betrachten und ebenso unvoreingenommen zu befragen bzw. nur das zu akzeptieren, was mit dem Verstand auch einsehbar ist. So beschäftigte schon den Achtjährigen die Frage, was denn Jesu Eltern mit all den Kostbarkeiten gemacht haben, die ihnen die drei Weisen aus dem Morgenland bei seiner Geburt geschenkt hatten, und konnte nicht begreifen, warum sie später so arm sein konnten. Auch war es ihm unbegreiflich, dass diese Weisen sich später gar nicht mehr um das Jesuskind gekümmert hatten.

Nach dem Abitur 1893 bezog Schweitzer die Universität Straßburg, um getreu der Familientradition Theologie zu studieren, daneben schrieb er sich in Musikwissenschaft sowie in Philosophie ein. Seine wissenschaftliche Begabung entzündete sich zunächst und vor allem in der Theologie, die in Straßburg u.a. mit Heinrich J. Holtzmann, Friedrich Spitta und Julius Smend hochkarätig besetzt war. 1898 machte er sein erstes theologisches Examen, um sich in dessen Anschluss sogleich in eine wohlge merkt philosophische Dissertation zu stürzen, obwohl er ein Stipendium erhalten hatte mit der Auflage zur Promotion in Theologie. Er bewältigte also zunächst und schon 1899 seine Promotion in Philosophie mit einer

Arbeit über die Religionsphilosophie Immanuel Kants, um sich danach wieder der Theologie zuzuwenden. Nach einem Zwischensemester in Berlin legte er seine zweite theologische Prüfung ab, die er 1900 mit Ach und Krach bestand, weil er sich zuvor gar zu sehr auf seine theologische Dissertation konzentriert hatte.

Bei alledem war Schweitzer alles andere als ‚reiner Schreibtisch-Theologe‘. Die praktisch-theologische Arbeit war ihm zentrales Anliegen. Trotz seiner doppelten wissenschaftlichen Betätigung als Theologe und Philosoph ließ er es sich nicht nehmen, sein Vikariat voll wahrzunehmen und allsonntäglich zu predigen. Ja, er hat dem Drängen seines philosophischen Doktorvaters Theobald Ziegler, sich in der Philosophie zu habilitieren, nicht nachgegeben mit dem Hinweis, dass dies seine praktische Verkündigungstätigkeit eingeschränkt hätte. Schweitzer empfand es als eine besondere Freude und Gnade, jeden Sonntag im Gottesdienst predigen und über „*die letzten Dinge*“ zu den Menschen sprechen zu dürfen.

Seine Predigten waren stets frei von akademisch-abstrakter Attitüde. Sie zeichneten sich aus durch Klarheit, Einfachheit und Lebensnähe der Sprache, mit der er seine Zuhörer unmittelbar erreichte. Dazu kam der Konfirmandenunterricht, den er mit ebensolcher Hingabe wahrnahm. Er konnte sein Schulmeisterblut nicht verleugnen. Schweitzer war in seiner praktisch-theologischen Arbeit stets darauf aus, die Wahrheit des Evangeliums nicht nur für die Herzen zu erschließen, sondern vor allem als etwas darzustellen, was mit dem Denken vereinbar ist. Der Glaube musste sich, wenn er Bestand haben wollte, auf dem Prüfstand der Vernunft bewähren.

2. Auf der Suche nach dem rechten Jesusbild

Im Zentrum seiner wissenschaftlich-theologischen Arbeiten stand die Frage nach dem rechten Jesusbild, so auch in seinen Hauptwerken: „*Die Geschichte der Leben-Jesu-Forschung*“ (1906) und als geradlinige Fortsetzung und Ergänzung seine „*Geschichte der paulinischen Forschung*“ (1911) sowie die „*Mystik des Apostels Paulus*“ (1930).

Zwei Dinge möchte ich herausstellen: seinen methodischen Ansatz und sein Ergebnis, das von ihm herausgearbeitete Jesusbild.

Ersterer kennzeichnet ihn als unbestechlichen Philosophen: Einzig der Wille zur Wahrhaftigkeit und die unvoreingenommene Befragung der biblischen Überlieferung, frei von dogmatischen Fixierungen, sind seine Prinzipien. Sodann ging es ihm darum, ganz dem Geiste der liberalen Theologie des 19. Jahrhunderts verpflichtet, die „*geschichtliche Wahrheit*“ zu ergründen.⁽⁴⁾

Dazu hat sich der junge Privatdozent der ungeheuren Mühe unterzogen, das gesamte wissenschaftliche Schrifttum zum Jesusverständnis von der Aufklärung bis in die Gegenwart aufzuarbeiten, um ein möglichst objektives und vollständiges Bild der Sachlage zu gewinnen. Dieses Vorgehen, die gesamte Problemgeschichte des Untersuchungsgegenstandes aufzuarbeiten, ehe er seine eigene Position darlegte, ist übrigens für alle seine wissenschaftlichen Arbeiten kennzeichnend, auch im Bereich seiner großen Kulturphilosophie.⁽⁵⁾

Welche Bilanz zieht Schweitzer aus seinem langen Marsch durch die Leben-Jesu-Forschung? Welches Bild des historischen Jesus gewinnt er?

Sein Ergebnis erscheint zunächst desaströs: Die vielfältigen Versuche, einem historischen Jesus authentische Gestalt zu geben, sind gescheitert. Jesus bleibt an seine eigene Zeit gebunden und kann nur aus dem Vorstellungsmaterial des historischen Kontextes hinlänglich verstanden werden. Aber dieses ist zu lückenhaft, um uns heute ein präzises Bild zu vermitteln. Außerdem wird die Deutung immer durch unsere eigene Denkwelt überformt; sie bleibt an die ‚Brille‘ unserer Zeit gebunden.

Mit Schweitzers Geschichte der Leben-Jesu-Forschung ist unter die hundertfünfzigjährigen Bemühungen, den historischen Jesus dingfest zu machen, ein endgültiger Schlussstrich gezogen. Dies ist nun schon über hundert Jahre her. Umso unbegreiflicher ist es, dass insbesondere in der populären Jesusliteratur immer wieder hoffnungslose Versuche in dieser Richtung unternommen werden.⁽⁶⁾

Ist dem Glauben damit sein Fundament entzogen? – Keineswegs. Im Gegenteil, für Schweitzer ist damit der Raum frei, sich auf die wahre und eigentliche Quelle des Glaubens zu besinnen. Nicht die Frage, ob wir schlagende Beweise für die Wundertätigkeit Jesu oder seine leibliche Auferstehung beibringen können, entscheidet über seine Glaubwürdigkeit. Es ist das Wesen dieses Jesus, das „Ewige“ in ihm, seine Persönlichkeit der

absolut gelebten Liebe Gottes, die über alle geschichtlichen Wandlungen und Bedingtheiten hinweg seine Strahlkraft behält und jeden einzelnen in seine Nachfolge ruft.

Im letzten Absatz seiner großen Abhandlung hat dies Schweitzer in einer anrührenden Formulierung zum Ausdruck gebracht: *„Als ein Unbekannter und Namenloser kommt er zu uns, wie er am Gestade des Sees an jene Männer, die nicht wußten, wer er war, herantrat. Er sagt dasselbe Wort: Du aber folge mir nach! Und stellt uns vor die Aufgaben, die er in unserer Zeit lösen muß. Er gebietet. Und denjenigen, welche ihm gehorchen, Weisen und Unweisen, wird er sich offenbaren in dem, was sie in seiner Gemeinschaft an Frieden, Wirken, Kämpfen und Leiden erleben dürfen, und als ein unaussprechliches Geheimnis werden sie erfahren, wer er ist ...“*⁽⁷⁾ – Ein grandioser Schlussakkord zu dieser großen Symphonie der Leben-Jesu-Forschung.

Worauf es nach Schweitzer einzig und allein ankommt, ist die Frage, inwieweit es uns gelingt, den in Jesus wirksamen Willen zu erkennen und zu diesem Willen in eine innige Beziehung zu treten. Jesu Geist und göttlicher Wille vermag über den geschichtlichen Graben hinweg den ethischen Willen in uns zu aktivieren und ein gemeinsames Wollen, eine Beziehung *„von Wille zu Wille“*, eigens zu stiften. Daher lässt das *„wahre Verstehen Jesu“* die Frage nach einer historischen Objektivität der Evangelien hinter sich: *„Als einziges verlangte er (Jesus, E.v.m.) von den Menschen, daß sie in Leiden und Tun sich als solche bewähren, die durch ihn aus dem Sein wie die Welt in das Anderssein als die Welt hineingezwungen sind und dadurch seines Friedens teilhaftig werden.“*⁽⁸⁾

Bekanntlich wurde dieser Wille im 21-jährigen Schweitzer geweckt und das *„Du aber folge mir nach“* hat sein Gelübde herbeigeführt, sich bis ins 30. Lebensjahr der Kunst und Wissenschaft zu widmen, um danach sein Leben ganz einem unmittelbar menschlichen Dienen zu weihen.⁽⁹⁾ Und so bedeutete ihm ein Jesus, der zu tätiger Nächstenliebe aufruft, sehr viel mehr als der gekreuzigte Christus, der Erlöser.⁽¹⁰⁾

3. Ein Christ denkt sich frei⁽¹¹⁾

Diese Christologie des Verstehens von Wille zu Wille eröffnet zugleich auch den Horizont für den Dialog nicht nur über die konfessionellen Grenzen hinweg, sondern auch für die Verständigung zwischen den verschiedenen Religionen. Schweitzer ist Verfechter eines *„freien Christentums“*.⁽¹²⁾ Seine kritische Distanz zu jeglicher Dogmatik macht immun gegen alle Formen des Fundamentalismus oder gar religiösen Fanatismus, – er sieht sich, wie schon eingangs gesagt, in erster Linie der Vernunft, einem rückhaltlosen Wahrheitsstreben und der Wahrhaftigkeit verpflichtet. *„Es ist also ganz falsch, wenn die Leute von Unversöhnlichkeit zwischen Glauben und Wissen fabeln, das hat nichts auf sich“*⁽¹³⁾, – so konnten seine Hörer in einer Vorlesung von 1912 vernehmen. Im Gegenteil: Glauben und Wissen bzw. Denken gehören für ihn unlösbar zusammen: *„Es gibt kein elementares Denken über das Leben, das nicht zugleich Religion ist.“*⁽¹⁴⁾ Für Schweitzer ist *„jede wahre Ethik Religion und jede wahre Religion Ethik“*. Religion versteht er daher ganz elementar und gänzlich unkonfessionell als *„religio“*, nämlich als Rückbezogenheit des Menschen auf den Lebensgrund im ganzen, das Universum.⁽¹⁵⁾

Und so befreit sich dieser Denker von religiös-dogmatischen Fesseln und propagiert ein *„Freiwerden von der Welt“*. Wahre Religion verwirklicht sich nur im Willen der Einzelexistenz zur *„tätigen Freiheit“* oder gar nicht.

Sein Freiheitsverständnis lässt sich wohl kaum treffender umschreiben als mit Luthers Eingangsthesen in seiner Schrift *„Von der Freiheit eines Christenmenschen“*: *„Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand untertan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.“*⁽¹⁶⁾

Tätig ist diese Freiheit für Schweitzer, insofern sie das Einzelsubjekt in Denken und Handeln heraustreten lässt aus der egoistischen Selbstbefangenheit *„in die Gesamtexistenz hinein“*, *„wo der Einzelne von der Welt nichts behält, sondern nur sich geben kann, und in diesem Geben größer und stärker wird.“*⁽¹⁷⁾

Erwies sich der Urwalddoktor solchermaßen stets als *„dienstbarer Knecht“*, als der er in Lambarene über fünf Jahrzehnte hinweg wirkte, so verstand er sich nicht weniger als *„freier Herr“* im Verhältnis zu kirchen-

amtlichen Autoritäten, Lehren und Dogmen. Nicht dass er solche pauschal als nichtig abgetan hätte. Vielmehr galt auch hier für ihn der Grundsatz der „Wahrhaftigkeit“. Glaubensaussagen und kirchliche Lehren mussten sich in der eigenen Erfahrung wiederfinden lassen und im eigenen Denken bewähren, wenn sie Bestand haben sollten.⁽¹⁸⁾

So sehr Schweitzer für den „freien religiösen Geist“ eintritt, so wenig hält er davon, sich von der Kirche, ob evangelischer oder katholischer Konfession, abzuwenden. Religiösen Individualismus hält er für einen gefährlichen Irrweg, denn erst die Kirche stiftet religiöse Gemeinschaft. Unbeschadet dessen bleibt er ein ebenso helllichtiger wie vehementer Kritiker der Kirche, die nur allzu oft zum „Selbstzweck“ verkommt, insofern sie an einer „künstlichen Erkenntniswelt vergangener Perioden“ festhält und vorwärtstreibende ethische Reformkräfte blockiert. Dennoch spricht er den Kirchen ihre Reformfähigkeit nicht ab, die umso mehr zum Tragen kommt, als sich darin Menschen finden, die sich in ihrem ethischen Wollen und Wirken engagieren.⁽¹⁹⁾

Wie kritisch Schweitzer Dogmen und kirchenamtlichen Lehren aber grundsätzlich gegenüberstand, mag schließlich sein humorvoller Ausspruch illustrieren, dass er lieber mit Cäsar, Sokrates, Platon oder Heraklit „in der Hölle ein anständiges Gespräch führen würde, als im Himmel mit dem heiligen Ignatius von Loyola und ein paar preußischen Oberkirchenräten den Bruderkuß zu tauschen“.⁽²⁰⁾

Bei dieser undogmatischen Haltung, die der kritischen Vernunft mehr zutraut als einem unhinterfragten Glaubensbekenntnis, konnten Kollisionen mit seiner Amtskirche nicht ausbleiben. Seine theologische Habilitation wäre beinahe daran gescheitert und war nur mit der Unterstützung seines Lehrers Holtzmann möglich.

Weil man ihm theologisch nicht über den Weg traute, lehnte man seinen Antrag ab, zunächst als Missionar nach Afrika zu gehen. Aber ein Schweitzer lässt sich nicht einfach abschütteln. So ging er den Umweg über ein komplettes Medizinstudium, denn Ärzte wurden von der Kongo-Mission gesucht. Und selbst als er danach als Dr. med. sein Gesuch erneuerte, wollte man ihn abermals abweisen. Man hat ihn dann zähneknirschend nur deshalb genommen, weil er eindringlich gelobte, ausschließlich als Arzt zu praktizieren und als Theologe „stumm zu bleiben wie ein Fisch“.

Dass er später in seinem Urwald-Hospital zur Erbauung seiner Patienten und Mitarbeiter trotzdem allsonntäglich unangefochten Gottesdienste abhielt und das Wort Gottes in der illustren Runde von Essen zubereitenden Frauen, spielenden Kindern und gackernden Hühnern verkünden konnte, mochte eine Ironie des Schicksals und ihm eine späte Genugtuung gewesen sein. Allein diese Predigten sind hinreißende Zeugnisse seiner un-nachahmlichen Kunst, das Evangelium in ganz unakademischer Einfachheit und Klarheit seiner Spitalgemeinde nahezubringen. Diese Gottesdienste gehörten mit zu seinen bewegendsten Erfahrungen.⁽²¹⁾

4. Schweitzers Ringen um den wahren Bach und die wahre Orgel

Schweitzers Arbeit an seiner Geschichte des Lebens Jesu war ab 1902 stets durch die Arbeit an einem anderen monumentalen Werk begleitet: seinem Bach-Buch. Wie kam es dazu? – Das hat eine lange Vorgeschichte.

Die zweite große familiäre Prägung, die lebensbestimmend wurde, war die Musik, insbesondere das Orgelspiel und mit ihr verbunden die Musik Johann Sebastian Bachs. Sein Vater erteilte schon dem fünfjährigen Albert Klavierunterricht. Recht bald fiel sein Improvisationstalent auf; mit acht schon wurde er an die Orgel herangeführt, mit neun vertrat er den Organisten in seiner Heimatkirche in Günsbach. Wenige Jahre später wechselte er zu dem großen Orgelmeister Eugen Münch an der Mülhausener St.-Stephanskirche, den er mit sechzehn bereits in Gottesdiensten und Konzerten vertreten durfte. Nach dem Abitur nahm er Unterricht bei dem berühmten Pariser Orgelmeister Charles-Marie Widor, der seinerzeit Bach in Frankreich überhaupt erst bekannt gemacht hatte.

Kaum vorstellbar, dass dieser Orgelschüler bald seinem dreißig Jahre älteren Lehrer Widor den „wahren Bach“ nahe bringen sollte und nicht etwa umgekehrt, wie es dem Lehrer-Schüler-Verhältnis gebührt hätte. Und das kam so: Widor machte seinen Schüler auf etliche ihm rätselhaft bleibende Passagen in den Bachkompositionen aufmerksam. Da er des Deutschen nicht mächtig war, hatte er die Texte zu den studierten Chormelodien nicht zur Kenntnis genommen. Schweitzer übersetzte sie ihm ins Französische und führte Widor vor Augen, wie sehr die Melodieführungen wesentlich vom Inhalt der Choraltex-te bestimmt sind. Diese Hinweise ka-

men Widor einer Offenbarung gleich. Gemeinsam gingen sie tagelang alle Choralvorspiele durch und der Vierundzwanzigjährige konnte ihm aufzeigen, dass Bachs Kompositionen darauf angelegt sind, ganz konkrete Bilder in Musik umzusetzen. Diese Sichtweise erschloss einen völlig neuen Bach, der der damaligen Fachwelt bislang als unbestrittener Repräsentant der sogenannten „reinen“ bzw. „absoluten“ Musik galt.

Schweitzer hingegen brachte in Bachs Kompositionen das Gegenteil zum Vorschein: Bach sei geradezu *„Dichter und Maler in Musik. Alles, was in den Worten des Textes liegt, das Gefühlsmäßige wie das Bildliche, will er mit größtmöglicher Lebendigkeit in dem Material der Töne wiedergeben ...“*⁽²²⁾

Es bedurfte der geistigen Größe eines Widor, solche Einsichten seines Schülers nicht nur zu akzeptieren, sondern ihn sogar anzuregen, diese in einer Abhandlung zu publizieren. Was als Aufsatz und Anleitung für Konservatoriumsschüler gedacht war, wuchs sich in der näheren Ausarbeitung zu einem 455-Seiten-Opus aus, das er wohlgerne neben und zwischen der Arbeit an seinem theologischen Hauptwerk in Nacharbeit abfasste und zwar in französischer Sprache.

Das Buch erfuhr lebhaft Aufnahme in der Fachwelt, mit der zwangsläufigen Folge, dass eine deutsche Übersetzung unumgänglich wurde. Aber gerade die Übersetzung erwies sich für Schweitzer schwieriger als erwartet. Im Ergebnis entstand ein völlig neu bearbeitetes, nahezu doppelt so umfangreiches Werk. Das deutsche Bachbuch hat inzwischen eine Auflagenhöhe erreicht, die alles Vergleichbare der Musikliteratur samt Übersetzungen übertrifft. Es gilt auch heute noch – hundert Jahre später – als unverzichtbares musikwissenschaftliches Standardwerk.

Schweitzer wurde, noch kaum fünfunddreißigjährig, zu dem seinerzeit gefragtesten und höchstgeschätzten Bachinterpreten. Allerdings kam es hier zunächst zu einem schmerzhaften Bruch. Mit seinem Entschluss, als Arzt in den afrikanischen Urwald zu gehen, musste er seine wissenschaftliche und künstlerische Karriere absehbar als beendet betrachten.

Dass die Pariser Bachgesellschaft ihm zum Abschied nach Lambarene ein tropentaugliches Klavier mit Orgelpedal schenkte, konnte er zunächst nur als schwachen Trost empfinden. Erst in Afrika wurde ihm bewusst, was für eine ungeheure Kraftquelle ihm das tägliche Klavierspiel sein sollte. Vor allem aber ermöglichte ihm das Tropenklavier, noch tiefer in das

Partiturstudium und die Bachinterpretation einzudringen und für die zahlreichen späteren Konzerte während seiner häufigen Europaaufenthalte, mit denen er sein Spital finanzierte, sich seine ‚Konzerttauglichkeit‘ zu erhalten.

Die Genialität Bachs beruhte für Schweitzer nicht nur in der Fähigkeit, verschiedene Künstler – Maler, Dichter und Musiker – in seiner Seele zu vereinigen.⁽²³⁾ Darüber hinaus konnte er sich mit ihm kongenial verbunden fühlen, insofern *„Bach seine Kunst als Religion verstand“*.⁽²⁴⁾ Besser, als es Schweitzer tat, lässt sich diese Verbundenheit des Künstlerischen mit dem Religiösen bei Bach kaum ausdrücken: *„Dichterisch und malerisch ist seine Musik, weil ihre Themen dichterischen und malerischen Vorstellungen entsprungen sind. Aus ihnen entfaltet sich dann das Tonstück in vollendeter Tonlinien-Architektur. Was seinem Wesen nach dichterische und bildliche Musik ist, stellt sich als Klang gewordene Gotik dar. Das Größte an dieser urlebendigen, wunderbar plastischen, einzigartig formvollendeten Kunst ist der Geist, der von ihr ausgeht. Eine Seele, die sich aus der Unruhe der Welt nach Frieden sehnt und Frieden schon gekostet hat, läßt darin andere an ihrem Erlebnis teilhaben.“*⁽²⁵⁾

Für den Verfasser jener eindringenden Zeilen kann so jede Bachaufführung *„zu einer Art Gottesdienst werden“*⁽²⁷⁾, und zwar ungeachtet, ob sie in einer Kirche oder einem Konzertsaal stattfindet. Und so will er festgehalten wissen, *„daß Bach, wie alles ganz Erhabene in der Religion, nicht der Kirche, sondern der religiösen Menschheit gehört, und dass jeder Raum Kirche wird, in welchem seine geistlichen Werke mit Sammlung und Andacht aufgeführt und angehört werden.“*⁽²⁷⁾

Mit dem Ringen um die rechte Interpretation Bachs ist für Schweitzer unlösbar verbunden sein *„Kampf um die wahre Orgel“*.⁽²⁸⁾ Auf seinen vielen Konzerten quer durch Europa kam er mit fast allen berühmten Orgeln in Berührung. Dabei erkannte er, dass die modernen Orgeln, die sogenannten Fabrikorgeln, keinen Fortschritt, sondern einen Rückschritt darstellen. Seine Kritik richtet sich neben vielen anderen orgelbaulichen Details vor allem gegen die elektrischen Gebläse, die den Wind mit viel zu hohem Druck in die Pfeifen jagen und dadurch ein Tonchaos erzeugen, das besonders der Bach’schen Musik Gewalt antut. Die Orgeln des 18. Jahrhunderts wie die eines Silbermann oder eines Cavaillé-Coll kamen für ihn dem

Ideal am nächsten. Die Cavaillé-Coll-Orgel von St. Sulpice in Paris hielt er für die schönste der ihm bekannten Orgeln.⁽²⁹⁾

„Es scheint“, so schreibt er, „als ob Bach berufen wäre, durch seine Werke nicht nur als Erzieher der Organisten, sondern als Reformator des Orgelbaus in unserer Zeit aufzutreten, um uns aus dem Erfindertaumel aufzuwecken und uns von der komplizierten zur einfachen, von der tonstarken zur tonreichen und tonschönen Orgel zurückzuführen.“⁽³⁰⁾ Was er hier dem Thomaskantor zuspricht, spiegelt zugleich Schweitzers eigene Mission. Seine intensive Beschäftigung mit der Orgelbaukunst führte dazu, dass er nächstelang Orgelpläne studierte; Hunderte von Orgeln nahm er unter die Lupe. So manche alte wertvolle Orgel bewahrte er vor dem Abriss und beriet viele Gemeinden bei der Anschaffung neuer Orgeln. So witzelten Freunde über ihn: In Afrika errettet er alte Neger, in Europa alte Orgeln.⁽³⁴⁾

Übrigens: Es wird bald Gelegenheit sein, Schweitzer wieder einmal auf der Orgel zu hören: Der Schott-Verlag arbeitet an einer CD-Edition aller Originalaufnahmen von Schweitzers Orgelkonzerten; mit finanzieller Unterstützung der Stiftung Deutsches Albert-Schweitzer-Zentrum soll sie noch in diesem Jahr erscheinen.

Betrachtet man im Rückblick die ungeheure Vielfalt der wissenschaftlichen, künstlerischen und humanitären Betätigung Schweitzers, so hätte es vieler Menschenleben bedurft, um dies alles zu verwirklichen. „Jedes seiner Talente hätte für eine kleine Unsterblichkeit ausgereicht“, so bemerkte ein Schweitzerkenner.⁽³²⁾ Er war ein Multitalent, aber nicht eines, das sich in der Fülle verlor, sondern eines, bei dem Denken und Tun, künstlerisches Wirken und wissenschaftliches Arbeiten von einer inneren Einheit getragen waren. Schweitzer verkörperte darin die klassische Einheit und Zusammengehörigkeit des Wahren, Schönen und Guten, die im universellen Bezugsverhältnis zum Lebensganzen und letztlich im Gedanken der Ehrfurcht vor dem Leben ihren Grund hat.

- (1) Schweitzer, Albert: *Die Weltanschauung der Ehrfurcht vor dem Leben. Kulturphilosophie III. Erster und zweiter Teil*, hrsg. v. Claus Günzler u. Johann Zürcher (Werke aus dem Nachlaß), München 1999, *Dritter und vierter Teil*, hrsg. v. Claus Günzler u. Johann Zürcher (Werke aus dem Nachlaß), München 2000.
- (2) Schweitzer, Albert: *Kulturphilosophie. Bd. I: Verfall und Wiederaufbau der Kultur, Bd. II:*

Kultur und Ethik. Neuausgabe Beck'sche Reihe München 2007.

- (3) *Positiv hervorzubeugen ist hier der von Wolfgang E. Müller herausgegebene 5. Bd. der Beiträge zur Albert-Schweitzer-Forschung: Zwischen Denken und Mystik. Albert Schweitzer und die Theologie heute. Bodenheim 1997, ferner die alle zwei Jahre von der Albert-Schweitzer-Organakademie in Schweitzers Wahlheimat Königfeld abgehaltenen Symposien.*
- (4) Weiß, Wolfgang: *Konstruktion wider die kritische Analyse. Zur Jesusdeutung Albert Schweitzers. In: Zwischen Denken und Mystik, hrsg. v. Wolfgang E. Müller, S. 37.*
- (5) *In seiner „Selbstdarstellung“ von 1929 unterstreicht er die grundsätzliche Bedeutung der Geschichte für sein Denken: „Der Historiker und der Denker sind in ihm (Schweitzer, Erg.um.) so organisch verbunden, daß er nicht Historiker sein kann, ohne zugleich Denker zu sein, und nicht Denker, ohne zugleich Historiker zu sein“. In: Schweitzer, Albert: Vorträge, Vorlesungen, Aufsätze, hrsg. v. Claus Günzler u.a. (Werke aus dem Nachlaß), München 2003, S. 371.*
- (6) Weiß, Wolfgang: *Konstruktion wider die kritische Analyse ...*, S. 35.
- (7) Schweitzer, Albert: *Geschichte der Leben-Jesu-Forschung Bd. 2*, München u. Hamburg 1966, S. 630.
- (8) Schweitzer, Albert: *Aus meinem Leben und Denken*, Hamburg 1952, S. 54.
- (9) *Ebd.*, S. 78.
- (10) Vgl. Steffahn, Harald: *Schweitzer. Hamburg 1979 (Rowobltmonographie)*, S. 49.
- (11) *In Anlehnung an den auf Karl Jaspers bezogenen treffenden Aufsatztitel Wissers: Ein Philosoph denkt sich frei. Zum 80. Geburtstag von Karl Jaspers, in: Richard Wissers: Philosophie in der Bewährung. Vorträge und Aufsätze. Würzburg 1995, S. 243.*
- (12) Vgl. den von Werner Zager herausgegebenen *Sammelband: Albert Schweitzer und das freie Christentum. Impulse für heutiges Christsein. Neukirchen-Vluyn 2005.*
- (13) Schweitzer, *Straßburger Vorlesungen ...*, S. 697.
- (14) *Ebd.*, S. 702.
- (15) *Ebd.*
- (16) Luther, Martin: *Von der Freiheit eines Christenmenschen (1520). In: Ausgewählte Werke zweiter Bd., hrsg. v. Borcherdt u. Merz, München 1935, S. 319.*
- (17) Schweitzer, *Straßburger Vorlesungen ...*, S. 706.
- (18) Rössler, Andreas: *Impulse Albert Schweitzers für religiöse und theologische Wahrhaftigkeit. In: Zwischen Denken und Mystik ...*, S. 146.
- (19) Vgl. Schweitzer, *Straßburger Vorlesungen ...*, S. 717ff.
- (20) Roß, Jan: *Das Recht, ein Ketzer zu sein. Der Unbestechliche: Albert Schweitzer und die Theologie. In: Zwischen Denken und Mystik ...*, S. 15.
- (21) *Als überaus plastisches Beispiel empfehle ich die ausführliche und überaus lesenswerte Wiedergabe von einer der letzten Predigten Schweitzers über die „Frage Petri an Jesum, ob es genug sei, daß man dem Bruder siebenmal vergebe“ in: Albert Schweitzer Lesebuch, hrsg. v. Harald Steffahn, München 1995, S. 323ff.*
- (22) Zit.n. Steffahn, Schweitzer, S. 52.
- (23) Vgl. Schweitzer, Albert: *J. S. Bach. Wiesbaden 1963 (1908)*, S. 382.
- (24) *Ebd.*, S. 295.
- (25) Schweitzer, *Aus meinem Leben und Denken*, S. 63.
- (26) *Ebd.*, S. 77.
- (27) Schweitzer, *J.S. Bach*, S. 230.
- (28) Schweitzer, *Aus meinem Leben und Denken*, S. 73.
- (29) Steffahn, Schweitzer, S. 58.
- (30) Schweitzer, *J.S. Bach*, S. 271.
- (31) Vgl. Schweitzer, *Aus meinem Leben und Denken*, S. 74.
- (32) Ross, *Das Recht, ein Ketzer zu sein ...*, S. 9.



Aus und über Lambarene

Mit Helene Schweitzer, 1956

Roland Wolf

Bericht über die Ratssitzung der FISL Ende März 2008 in Lambarene

Am 29. und 30. März 2008 fand in Lambarene unter Leitung von Dr. Roland Wolf die jährliche Ratssitzung der Internationalen Stiftung für das Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene (Fondation Internationale de l'Hôpital du Docteur Albert Schweitzer à Lambaréné – FISL) statt. Die wichtigsten Punkte der zweitägigen Beratungen seien hier zusammengefasst.

1. Ratsinterne Angelegenheiten

Zu Beginn der Sitzung legte der im vergangenen Jahr neu gewählte Präsident die Grundlinien seines Handelns dar: den sparsamen Umgang mit den finanziellen Mitteln, die Bereinigung aller Vertragsverhältnisse mit den Angestellten des Spitals und die Einhaltung der in Gabun geltenden gesetzlichen Bestimmungen sowie die strenge Beachtung der ethischen Werte, auf denen die Stiftung aufbaut.

Die erste Entscheidung betraf eine Änderung der Statuten: die Zahl der Vizepräsidenten wurde von vier auf fünf erhöht. Den neu geschaffenen Platz nimmt der Präsident des Schweizer Hilfsvereins Dr. Daniel Stoffel ein. Damit besteht der Vorstand der Stiftung nun aus folgenden Personen:

Präsident:	Dr. Roland Wolf	(Deutschland)
1. Vizepräsident:	Albert Chavihot	(Gabun)
2. Vizepräsident:	Dr. Hans-Peter Müller	(Schweiz)
3. Vizepräsident:	René Hilaire Adiahéno	(Gabun)
4. Vizepräsident:	Dr. Lachlan Forrow	(USA)
5. Vizepräsident:	Dr. Daniel Stoffel	(Schweiz)

Als neue Vertreterin Frankreichs wurde Gabrielle Pauli, Professorin für Lungenheilkunde an der Universität Straßburg, in den Stiftungsrat gewählt. Sie folgt auf Maryvonne Lyazid, die nach sechs Jahren als Präsidentin den Stiftungsrat verlassen musste.



Einblicke in den Alltag der Kinderklinik

Sodann wurden zwei gabunische Mitglieder, die dreimal ohne Entschuldigung bei den Ratssitzungen gefehlt hatten, satzungsgemäß aus dem Stiftungsrat ausgeschlossen und durch zwei neue ersetzt. Eines davon ist Sylvère Mbondobari, der in Deutschland studiert und über Albert Schweitzer promoviert hat. Ich hatte ihn Ende der 80er Jahre in Gabun als Schüler kennen gelernt und seinen Weg seither verfolgt. Es freut mich, dass die Ratsmitglieder dem im vergangenen Jahr unterbreiteten Vorschlag gefolgt sind und damit einen jungen Mann, einen Schweizer-Kenner und ein Mitglied der Zivilgesellschaft ohne politische Ambitionen in den Stiftungsrat aufgenommen haben.

2. Aktivitäten der Stiftung

Zunächst gab der Spitaldirektor Denis Pirlot de Corbion einen umfassenden Bericht über die finanzielle und personelle Situation sowie die abgeschlossenen, laufenden oder geplanten Projekte. Besondere Aufmerksamkeit widmete er dabei den gestiegenen Personalkosten, den personellen Veränderungen in der Spitalverwaltung sowie der Notwendigkeit, das nunmehr mehr als 25 Jahre alte derzeitige Spital, das sogenannte „Neue Spital“, zu renovieren. Danach berichtete Emmanuelle Philipp, die Assistentin der Stiftung, über ihre Tätigkeit. Zu ihre Aufgaben gehören außer der tagtäglichen Verwaltung die Kommunikation mittels Schriftverkehr, Internetauftritt und Teilnahme an Veranstaltungen sowie die Pflege der alten und die Suche nach neuen Partnern, die uns bei der Beschaffung und beim Versand von Material und Medikamenten helfen. In Bezug auf den letzten Punkt war sie vor allem im Elsass sehr erfolgreich, so dass mehrere Schiffscontainer mit Material auf die Reise nach Lambarene gebracht werden konnten.

3. Finanzen

Der Tagesordnungspunkt ist leider nicht vollständig behandelt worden, da der Rechnungsprüfer seinen Bericht wegen längerer Krankheit nicht rechtzeitig vorlegen konnte. Dies soll so schnell wie möglich nachgeholt werden.

Die anwesenden Vertreter des gabunischen Finanzministeriums stellten ihren Bericht über eine zehntägige Überprüfung der Spitalfinanzen und der Verwendung der staatlichen Subvention vor und wiesen dabei auf einige Mängel hin. In erster Linie sind dies die zu hohe Bezahlung der Angestellten im Vergleich zu den Angestellten der staatlichen Krankenhäuser und der zu hohe Anteil von nicht-medizinischem Personal. Allerdings hat die Stiftung in diesem Punkt nur eine beschränkte Handlungsfähigkeit, da durch die sehr arbeitnehmerfreundliche Gesetzgebung Gabuns jedes befristete Arbeitsverhältnis ab der zweiten Vertragsverlängerung, also ab dem fünften Jahr, in ein unbefristetes Verhältnis übergeführt wird. Entlassungen von Mitarbeitern sind deshalb nur sehr schwer möglich.

Ein weiterer Punkt ist sehr klar geworden: Mit der ersten Rate der gabunischen Subvention ist in der Regel nicht vor Ende März zu rechnen. Das heißt für die Stiftung, dass die Löhne für Januar bis März, insgesamt etwa 275.000 Euro, von ihr vorzufinanzieren sind und ein entsprechendes finanzielles Polster geschaffen werden muss.

Am Ende der Debatte erhielten die Hilfsvereine Gelegenheit, ihre geplante finanzielle Unterstützung des Spitals für das laufende Jahr darzulegen. Neben dem Staat Gabun mit 1,7 Mio. Euro ist die Schweiz mit 660.000,- CHF, umgerechnet zur Zeit etwa 426.000,- Euro, der größte Geldgeber, gefolgt von Deutschland mit garantierten 140.000,- Euro und zusätzlicher Projekthilfe. Frankreich wird etwa 30.000,- Euro zur Verfügung stellen und übernimmt zudem die Finanzierung der Stelle der

Blick in den
Operationssaal,
Vorbereitung
für eine
Bruchoperation
(Anästhesie)



Bild rechts:
In der Zahnklinik

Assistentin in Straßburg. Wie bereits in den vergangenen Jahren machte die amerikanische Schweitzer-Fellowship keine großen finanziellen Zusagen, erklärte sich aber bereit, nach Mitteln für verschiedene Projekte zu suchen.

4. Aktivitäten des Spitals

Aus dem Bericht des Chefarztes ging hervor, dass 2007 die Zahl der Untersuchungen gegenüber dem Vorjahr um 29% auf 33.154 gestiegen ist. Den größten Anteil an dieser Entwicklung haben die vom Schweitzer-Spital betreuten Buschambulanzen, die von 9.541 Patienten aufgesucht wurden.

An erster Stelle der Krankheitsursachen steht die Malaria (1.096 Patienten), vor allem bei Kindern, gefolgt von Herzkrankheiten (806), Unfällen (759) und akuten Infektionen der Atemwege (683). Wie zu Schweitzers Zeit sind die Eingeweidebrüche (418) immer noch sehr stark vertreten.

Die Zahl der stationären Aufnahmen hat gegenüber 2006 um 523 Patienten auf 5.551 zugenommen. Auch hier stehen bei den Gründen die Malaria und andere Infektionskrankheiten an erster Stelle; weiter im Anstieg begriffen sind die neuen Fälle von Tuberkulose (78) und Aids (99). Bei den chirurgischen Eingriffen stehen die Unfälle auf dem ersten Platz (529), gefolgt von den Hernien (341).

Auf der Geburtsstation wurden 1.161 schwangere Frauen behandelt. 811 Entbindungen steht die weiterhin hohe Zahl von 178 Fällen gegen-

über, in denen Frauen nach einer außerhalb des Spitals vorgenommenen oder eingeleiteten Abtreibung bei uns behandelt werden mussten.

Die Sterblichkeitsrate unter den Patienten ist mit 2,5% leicht gestiegen. Bei den Kindern war sie mit 6,8% überdurchschnittlich hoch, vor allem bei den Neugeborenen und Frühgeburten. Eine eigene Säuglingsstation mit ausgebildetem Personal ist weiterhin ein dringendes Bedürfnis.

Obwohl die Malaria bei den Untersuchungen und bei den stationären Aufnahmen an erster Stelle steht, ist sie nicht die hauptsächliche Todesursache. Dies kann als Beweis dafür gelten, dass die Malaria am Albert-Schweitzer-Spital mit großer Wirksamkeit behandelt wird, woran das Forschungslabor einen hochrangigen Anteil hat.

Aids stellt nach wie vor eine ernste Bedrohung dar. 40 Patienten wurden 2007 ambulant mit der Tritherapie behandelt; sieben davon sind gestorben, fünf haben die Behandlung abgebrochen.

Sehr viel erfreulicher ist das Ergebnis des mit deutscher Hilfe gestarteten Projekts der Verhinderung der Aids-Übertragung von der Mutter auf das Kind. Fast alle Schwangeren (928 von 929) unterzogen sich dem freiwilligen HIV-Test, alle nahmen das Ergebnis entgegen. Die 22 Kinder von HIV-positiven Müttern, die bisher der Behandlung (Geburt mit Kaiserschnitt, medikamentöse Behandlung von Mutter und Kind, Verzicht auf das Stillen) zugestimmt hatten, erwiesen sich beim Test nach zwölf Monaten alle als HIV-negativ.

Erfreuliches gibt es auch bei der medizinischen Ausstattung zu berichten. Dank der Spenden des Deutschen und des Schweizer Hilfsvereins, des Kinderdorfs Waldenburg und einer Reihe von Einzelpersonen konnten zahlreiche neue Geräte angeschafft werden.



5. Forschungslabor

Die Arbeit des Forschungslabors lässt sich in drei große Bereiche gliedern: die Dienstleistungen für die übrigen Abteilungen des Spitals, die Forschungsaktivitäten und die Ausbildung.

Zum ersten Bereich gehört die Malaria-Diagnose für alle Patienten der Kinderklinik und die Untersuchung des Hämoglobins mittels Elektrophorese. Aus Mitteln des Forschungslabors wurde ein mikrobiologisches Labor eingerichtet, das dem ganzen Spital zugute kommt.

Bei der klinischen Forschung steht der Test verschiedener Wirkstoffe, vor allem in Form von Kombination verschiedener Moleküle, für die Malaria-Behandlung im Mittelpunkt, daneben die Arbeit an zwei Impfstoffen.

In Zusammenarbeit mit der „Vienna School of Clinical Research“ sind in Lambarene mehrere Fortbildungsveranstaltungen zu wissenschaftlichen, methodischen und ethischen Fragen für junge Forscher aus Europa und Afrika durchgeführt worden.

6. Gedenkstätte Historische Zone

Seit dem vergangenen Jahr wird die Historische Zone mit dem renovierten Alten Spital, dem Museum und den Gästezimmern von der Sekretärin Léonie Bivigou mitbetreut. Sie legte nun zum ersten Mal einen ausführlichen, statistisch untermauerten Bericht vor. Danach wurde das Museum im Jahre 2007 von 3.682 Personen besucht. Davon kamen 1.693 aus Afrika, 1.744 aus Europa (nach Frankreich mit 1.475 Besuchern stellt Deutschland mit 70 die zweitgrößte Gruppe), 189 aus Amerika, 41 aus Asien und 15 aus Australien.

Mit den Verkäufen der Boutique im Museum und den Einnahmen aus Übernachtungen und Verpflegung wurden insgesamt 75.000,- Euro erzielt, die in den Spitalhaushalt flossen.

Unter den Besuchern sind immer mehr größere Gruppen, vor allem aus Deutschland, der Schweiz und Frankreich. Dabei macht sich nachteilig bemerkbar, dass nur sieben Zimmer mit Dusche und Toilette vorhanden sind, so dass jeweils ein Teil der Gruppe in den einfachen Gemeinschaftsunterkünften des ehemaligen Frischoperierten-Pavillons ohne eigene sanitäre Anlagen untergebracht werden muss. Deshalb hat der Stiftungsrat nun beschlossen, ein zweites Haus mit sieben Gästezimmern an der Stelle des ehemaligen „Hauses für die weißen Patienten“ zu errichten.



7. Dörfliches Leben und Projekte

An der Wasseraufbereitungsstation mussten umfangreiche Ausbesserungsmaßnahmen durchgeführt werden, die mittlerweile beendet sind. Das Projekt der Abwasserbeseitigung ist weit fortgeschritten, die meisten Gebäude an die Kanalisation angeschlossen und die große Klärgrube fertiggestellt. Nun müssen noch die Klärteiche angelegt werden, aus denen das gereinigte Wasser dann dem Ogowe zugeleitet wird.

Die vom DHV finanzierte Einrichtung von zwei neuen Klassensälen für die Grundschule ist abgeschlossen. Aus den Schulspenden des vergangenen Jahres werden nun noch Toiletten errichtet.

Der sonntägliche Gottesdienst wird auf Beschluss des Stiftungsrats in Zukunft in der großen Halle der Poliklinik abgehalten werden. Er ist für die Kranken und vor allem auch die Bewohner des Lepradorfes besser erreichbar als das bisher genutzte Gebäude unweit des Flusses.

8. Verschiedenes

Die nächste Sitzung des Internationalen Stiftungsrats soll am 4. und 5. April 2009 in Lambarene stattfinden.

Das Spital 2007 in Zahlen

1. Stationäre Behandlungen

Chirurgie	1.606
Frauenklinik	1.161
Kinderklinik	1.470
Allgemeine Medizin	1.314
Geburten	811

2. Ambulante Untersuchungen

Patienten insgesamt	24.762
Allgemeine Medizin	7.958
Chirurgie	1.958
Kinderklinik	5.081
Gynäkologie	1.816
Geburtsklinik	1.453
Zahnklinik Spital	4.829
Zahnklinik mobil	2.456
Augenklinik	202
Notaufnahme	2.952
Mutter-und-Kind-Dienst	729
Buschambulanzen	9.541
Aids-Tests	1.798
davon positiv	258

3. Operationen

Zahl der Patienten	1.606
Zahl der Operationen	1.427
Unfälle	529
Gynäkologische Eingriffe	231
Leistenbrüche (Hernien)	341

4. PTME-Programm

(Verhinderung der AIDS-Übertragung auf das Neugeborene)

Pränatale Untersuchungen	929
HIV-Tests	928
Testergebnis abgeholt	928
HIV-positiv	47

5. Personal

Ärzte	7
davon:	
Chirurgie	2
Innere Medizin	2
Pädiatrie	1
Buschambulanz	1
Zahnklinik	1
Krankenpfleger(innen)	60
Sonstiges medizinisches Personal	22
Nichtmedizinisches Personal	122



Begegnungen mit Albert-Schweitzer

Zeitzeugen berichten



Auf unseren Aufruf in „Albert-Schweitzer-Aktuell“ hin berichten drei Zeitzeugen über ihre Begegnung mit Albert Schweitzer:

Edith Ley traf Schweitzer als Schülerin 1951 in Frankfurt (Abb. links). Helmut Ziems war ein junger Lehrer an der damals neu gegründeten Albert-Schweitzer-Schule in Frankfurt, die Schweitzer 1952 persönlich besuchte (Abb. Mitte). Guido Schöpp war als junger Mann beruflich im Kongo tätig und verbrachte auf der Rückreise nach Europa 1955 einige Zeit in Lambarene (Abb. rechts).



Edith Ley

Mein unvergesslicher Eindruck

Der große Professor Albert Schweitzer hat vor mir, dem sechzehnjährigen Mädchen, eine tiefe Verbeugung gemacht. Er hat mich wie eine wichtige Erwachsene behandelt. Wie kam es dazu?

Wir hatten in der zehnten Klasse der Brüder-Grimm-Mittelschule über Albert Schweitzer gesprochen. Das hat mich so gepackt, dass ich für meine Abschlussarbeit das Thema wählte: „*Albert Schweitzer und sein Werk in Äquatorialafrika*“.

Anfang September 1951 erfuhr ich, dass Albert Schweitzer den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels in der Paulskirche überreicht bekommen sollte. Mein sehnlichster Wunsch war ein Autogramm von ihm. Jemand hatte den damaligen Oberbürgermeister Walter Kolb davon informiert. Er lud mich daraufhin zum Festakt in die Paulskirche ein. Ich durfte in der ersten Reihe sitzen. Anschließend stellte mich der Oberbürgermeister dem Bundespräsidenten Theodor Heuss und seiner Gattin Elly Heuss-Knapp und dem in diesem Moment in einem schwarzen, schlichten Gehrock bescheiden hinzutretenden Albert Schweitzer vor. Ich war sehr aufgeregt. Er gab mir nicht nur ein Autogramm auf seinem Foto am Schreibtisch in Lambarene, sondern bat um meine Adresse, die er sich direkt notierte und sagte: „*Ich danke dir herzlich und will dir einen Brief darüber schreiben.*“

Nach einem Jahr bekam ich einen handgeschriebenen Brief mit Datum vom 17. Dezember 1952, den ich wie einen Augapfel hüte. Ein Satz daraus: „*Liebe Edith Weismantel, in Ihrer so schönen Arbeit über mich steht nicht, dass Briefe bei mir manchmal Jahre liegen, bis sie beantwortet werden!*“... und dann: „*Nun tausend Dank für das schöne Heft (meine Arbeit),*

das ich unter meinen Erinnerungen aufbewahre. Viel Liebes Ihr Albert Schweitzer“

Mein ganzes Leben begleitet mich dieses einmalige und herausragende Erlebnis. Unsere jüngste Tochter Gabriele kam an seinem Sterbetag zur Welt.

Helmut Ziems

Mein Zusammentreffen mit Albert Schweitzer

Als Junglehrer wurde ich 1951 als Vertreter für eine erkrankte Lehrerin in die Barackenschule in der Siedlung Bonames geschickt. Neben der Holzbaracke war gerade ein Pavillon mit vier Klassenräumen errichtet worden, und das Lehrerkollegium wurde auf sechs Lehrer und einen Schulleiter erweitert. Jetzt fehlte nur noch ein Name für diese neue Schule. Der damalige Rektor schlug den Namen Albert-Schweitzer-Schule vor. Nach Vorstellung des großen Humanisten in seinem Wirken für die Welt nach den zwei schrecklichen Kriegen war das Kollegium einstimmig für den Plan, Herrn Dr. Albert Schweitzer zu schreiben, um uns die Namensnennung für die neue Schule zu gestatten. Die Antwort kam mit persönlicher handschriftlicher Erlaubnis.

Es war Goethes Geburtstag im nächsten Jahr, als Albert Schweitzer in Frankfurt weilte. Er wurde begleitet von seiner Nichte. Sie sagte mir damals, dass Albert Schweitzer ausdrücklich darauf bestand, seine Schule in Frankfurt, entgegen dem Protokoll, zu besuchen.

Er meinte damals, dass es wohl bald vorbei sei mit der vielen Reiserei. Und doch: Im Jahr 1955 war er zu Goethes Geburtstag wieder in Frank-



furt. Jedoch wohnte er bei einem befreundeten Herrn Maurach in Sachsenhausen. Wir bedauerten es sehr und baten über Frau Woytt-Secretan, ihn mit einer kleinen Delegation besuchen zu dürfen. Es klappte, und so fuhren der Rektor, seine Gattin und drei Schüler mit mir und dem Elternbeiratsvorsitzenden nach Sachsenhausen.

Ich hatte, was damals modern war, ein „Tefiphon“-Bandgerät dabei, fest entschlossen, Albert Schweitzer zu interviewen. Als wir im Haus zu einem Plausch Platz genommen hatten, hielt ich schon das Mikrofon bereit, in Richtung Albert Schweitzer. Das gefiel dem großen Mann gar nicht. *„Junge, nimm den Schlangenkopf da weg. Das machen die Journalisten auch immer, ohne mich erst einmal zu fragen!“*

Ich war enttäuscht und wohl auch zerknirscht. Auf mein Bitten hin, er möge doch ein Grußwort an die Albert-Schweitzer-Schüler sprechen, willigte er ein und verfasste dann mit uns gemeinsam das Grußwort, welches nun übertragen auf Schallplatte vorliegt und wo er sich bei den Schülern und Lehrern dafür bedankt, dass wir den Gedanken der Ehrfurcht vor dem Leben in die Welt hinaustragen wollen.

Guido Schöpp

Mein Besuch bei Albert Schweitzer in Lambarene zu Pfingsten 1955

Dass ich es noch erleben darf, als Zeitzeuge, nach über 50 Jahren, über Dr. Schweitzer und sein Hospital in Lambarene zu berichten, ist mir eine besondere Freude. Wir werden ihn nie vergessen. Schon als junger Mann war es mein lang ersehnter Wunsch, einmal Albert Schweitzer zu erleben und ihn sprechen zu dürfen. Doch ich will von vorn beginnen, wie ich nach Afrika kam und Lambarene erlebte.

Es war damals noch etwas beschwerlicher und beengter, mit Propellerflugzeugen über den Äquator hinweg weiter nach Süden zu fliegen. Zwischenstation zum Auftanken musste in Kano, mitten in der Sahara, erfolgen. Das war die erste Nacht in Afrika, die heiße Luft der Wüste umgab mich. Ich hatte als junger Mann eine interessante Arbeit in Belgisch-Kongo übernommen. Mir wurde die Mitarbeit am Aufbau eines der größten Furnierwerke in Afrika übertragen. Diese Aufgabe hatte ich eigentlich nur angenommen, nachdem ich einmal auf der Landkarte die zukünftige Lage der Fabrik zwischen dem Kongo und dem Urwald und die Lage von Lambarene geortet hatte. Das war in einem Dorf, namens N'kolo, etwa 300 km nördlich von dem damaligen Leopoldville (heute Kinshasa), direkt am Kongo. Das ganze Gebiet gehörte der belgischen Krone. Die wenigen Weißen, die dort arbeiteten, wurden per Flugzeug von Leopoldville zur werkseigenen Piste, die neben der Fabrik lag, gebracht.



Wir hatten dort mit etwa 2.000 farbigen Arbeitern zu tun, aus etwa 30 verschiedenen Stämmen. Jeder Stamm hatte seine eigene Sprache oder seinen „Dialekt“ und mit einer Sammelsprache „Lingalla“, die am Kongolauf verstanden wird, konnten sich alle untereinander verständigen. Diese einfache Sprache hatte ich bald, so recht und schlecht, gelernt. So war eine Verständigung möglich, und ich konnte sehr viel von der Mentalität der farbigen Bevölkerung lernen. Das war eine gute Grundlage, mit der ich möglicherweise im Hospital Albert Schweitzers helfen konnte.

Leider habe ich keinerlei Aufzeichnungen gemacht, nur wenige Fotos, weil ich viel zu aufgeregt war und mich kaum traute, Albert Schweitzer anzusprechen. Doch es kam ganz anders.

Ich hatte einen Brief von ihm bekommen, kurz und sachlich, kommen Sie, wir freuen uns und erwarten Sie. Nachdem ich meine Arbeit im Furnierwerk soweit fertiggestellt hatte, dass der Betrieb lief und meine Nachfolger sich schnell einarbeiten konnten, wollte ich zurück nach Europa. Natürlich hatte ich mich schon vorbereitet, um vorher den lange ersehnten Besuch in Lambarene abzustatten.

Der Weg führte mich zunächst auf einem Kongo-Dampfer flussaufwärts. Der Dampfer konnte hier direkt, an einer extra für die Verladung gefertigten Kaje, anlegen und mich übernehmen.

Der Kongo war in diesem Bereich vielleicht 3 km breit, doch nur eine relativ schmale Fahrrinne blieb noch offen. Wilde Wasserpflanzen mit gewaltigen Blättern begrenzten diese Fahrrinne, die sich fast täglich veränderte. Es war für die Kapitäne der Passagier- und Frachtschiffe mit größten Schwierigkeiten verbunden, ohne Grundberührung den Kongo zu befahren. Die Kapitäne mussten, bevor sie ein Schiff auf dem Kongo von der belgischen Otraco übertragen bekamen, zunächst 5 Jahre auf dem Rhein als Kapitän gefahren sein. Daran kann man ermessen, mit welchen Schwierigkeiten das Führen solch großer Schiffe auf dem Kongo damals

verbunden war. So verlief die Reise: ein Stück mit dem Dampfer, ein Stück mit der Bahn und das letzte Stück durch Gabon auf einem Mercedes-LKW, der zu bestimmten Arbeitsstellen im Land auf einer holprigen Piste überführt wurde. So gelangte ich an das Ufer des Ogowe und konnte mit einer Piroge das Spital auf der gegenüber liegenden Seite erreichen.

Ich war sehr aufgeregt und hatte mir Begrüßungs- und Dankesworte überlegt. Es kam aber ganz anders. Es war um die Mittagszeit; Dr. Schweitzer saß vor seinem Zimmer auf der Treppe seines Hauses vor dem Appellplatz und begrüßte mich mit den Worten: „*Ach, ich freue mich, dass Sie kommen; Sie sind sicher der Herr aus Belgisch-Kongo*“. Das hatte er gut in Erinnerung behalten.

Ich war begeistert von der herzlichen Aufnahme, er wollte mich persönlich in eines der Gästezimmer führen, die dort im Hospital vorhanden waren. Er fragte als erstes nach den Lebensbedingungen der Farbigen im Kongo und speziell in der Furnierfabrik, nach der Sprache dort und der Arbeit. Ich staunte über das saubere, ordentliche Zimmer in einem langgestreckten Gebäude mit Betongrund, Holzfachwerk, worauf das Dach lagerte, mit weißen Lehmwänden und zum Durchzug Gaze und Vorhänge. Seine gezielten Fragen konnte ich gut und ausführlich dank meiner jahrelangen Arbeit im Kongo und den daraus gewonnenen Erfahrungen beantworten. Das war die Einleitung, wir verstanden uns sofort und ich war glücklich, zur Einführung etwas beitragen zu können. Er sah gut aus, so wie wir ihn aus Hunderten von Fotos kennen, ein wenig gebeugt, mit strahlenden Augen und gewaltigem weißen Schnurrbart.

Frau Helene Schweitzer gesellte sich bald zu uns, begrüßte mich so herzlich, als ob wir uns schon Jahre kannten und wollte mir unbedingt als erstes die alte Missionsstation zeigen. So fuhren wir kurze Zeit später am Nachmittag zusammen mit Mathilde Kottmann (Albert Schweitzers „rechte Hand“) in einer Piroge zur Missionsstation, wo alles vor über 40 Jahren



begonnen hatte. Es war ein eindrucksvoller Nachmittag, von Frau Schweitzer über die Anfänge alle Einzelheiten zu hören. Wir gingen durch jedes Zimmer, das Haus stand fast leer, fast baufällig, eine kleine Kirche war in der Nähe – ein schöner Platz. Ich hatte beinahe das Gefühl, dass sie mit diesem Besuch Abschied nehmen wollte von ihrem ersten, so sehr mutigen Beginn unter dem Äquator, dem ersten Haus in Afrika. Frau Schweitzer war in hohem Alter, dieser Besuch mit der wackligen Piroge und dem Gang den Berg hinauf war für sie eine große körperliche Anstrengung. Ich bin ihr heute noch dankbar für diesen Weg und diese unvergessliche Einführung in Lambarene.

Abends war an einem langen schmalen Tisch für die weißen Mitarbeiter eine Tafel gedeckt, an der Dr. Schweitzer in der Mitte saß, eingerahmt von seiner Frau, Mathilde Kottmann, Emma Haussknecht, Hana Obermann und Ali Silver sowie Dr. Percy. Am Ende der langen Tafel saß noch ein junger Amerikaner, der unangemeldet im Hospital aufgetaucht war. Ich hatte einen besonders bevorzugten Platz und saß Albert Schweitzer direkt gegenüber. Ich glaube, es war eine Art Ehrenplatz.

Er war guter Laune, scherzte mit seinen Mitarbeitern in elsässischem Dialekt; mit mir sprach er dann hochdeutsch, weil es mir schwer fiel, dem Elsässischen zu folgen. Ich kann mich noch erinnern, dass er Abend für Abend eine leichte Mohrrübensuppe erhielt, die extra für ihn gekocht wurde. Anschließend teilte er das weitere Essen mit uns. Abend für Abend der gleiche Ablauf; zum Abschluss wurde ein von ihm ausgesuchter Choral oder ein Lied gesungen, zu dem er auf dem Harmonium spielte; er las noch aus der Bibel und schloss den Abend mit einem gemeinsamen „Vaterunser“. Dann begab sich Dr. Schweitzer in sein Zimmer und arbeitete noch bis in die tiefe Nacht. Ich habe jeden Abend bis Mitternacht Licht in seinem Zimmer gesehen.

Zwischenzeitlich hatte ich nun Gelegenheit, das Hospital näher kennen-

zulernen und wanderte von Haus zu Haus. Es waren langgestreckte Häuser, wie bereits beschrieben, mit Treppen vor jedem Zimmer der Patienten. Dies war der Platz der Angehörigen des Kranken. Statt Türen gab es Gaze-Vorhänge, so dass die Luft gut durchziehen und einige Frische für die Kranken bringen konnte. Die Familien tauschten ihre Erfahrungen aus. Sie waren mit Kochbananen, Quanga oder Ananas mit dem Patienten ins Hospital gekommen und hatten diese Lebensmittel in der Küche abgegeben. Dort wurde dann das Essen für das Hospital bereitet, das abends aus einem großen Topf, wie eine große Gulaschkanone, häufig von Dr. Schweitzer persönlich, Schlag für Schlag ausgeteilt wurde. Hierbei hatte man als Außenstehender das Gefühl, dass er viele der Verwandten der Kranken kannte, er sprach auch mit ihnen.

Ein Operationsaal, sogar eine Zahnstation waren damals schon installiert und der Strom wurde von einem großen stationären Motor geliefert. Das übrige Hospital hatte noch keinen Strom.

Interessant war noch der morgendliche Appell, auf dem Appellplatz vor dem Zimmer von Dr. Schweitzer. Er wurde von einem französischen Pfarrer durchgeführt, Abbé Vigne, der schon jahrelang in Lambarene diente. Frau Kottmann und Frau Haussknecht, die wohl für die Wirtschaft verantwortlich war, beobachteten in der Regel diesen Ablauf. Es wurden die täglichen Arbeitskolonnen, die sich aus den Familienangehörigen der Patienten, sowie aus den Leichtkranken und Genesenden rekrutierten, zusammengestellt, für die Küche, für die Wäsche am Ogowe, für das Lepra-Dorf oder für weitere Arbeiten im Hospital. Jede Kolonne zog dann mit einem weißen Mitarbeiter oder Besucher zu dem jeweiligen Aufgabengebiet.

Ich hatte das Glück, morgens Dr. Schweitzer in das Lepra-Dorf begleiten zu dürfen, wo er gerade begann, die Häuser für die Lepra-Kranken zu bauen. Das Geld für die notwendigen Baumaterialien nahm er von dem ge-

rade erhaltenen Nobelpreis. Dr. Schweitzer, dem die Schwarzen erhebliche Achtung zollten – es war eben ihr „Grand Docteur“ – war sichtlich glücklich, dass er nun die Möglichkeit hatte, für die Lepra-Kranken einen gesonderten Bereich zu schaffen. Die Kranken mussten Tag für Tag mit frischen Verbänden versehen werden, um ihre schreckliche Krankheit etwas zu mildern. Man hatte damals noch kein Mittel gegen diese Krankheit, von der Weiße in der Regel nicht befallen werden.

Den Vormittag über blieb Dr. Schweitzer, bewundernswert rüstig, persönlich im Lepra-Dorf anwesend, um dort Anweisungen für den weiteren Bau zu geben, um die Farbigen zu beaufsichtigen beim Zementmischen, Steine tragen, beim Zuschneiden der Balken, alles in Handarbeit. Es gab vieles zu tun und hier hatte auch ich eine Kolonne, mit der ich zusammen arbeitete. Wenn Dr. Schweitzer sich einmal abwandte oder sich hinsetzte mit seinen über 70 Jahren, um sich auszuruhen, ruhte die gesamte Arbeit! Wie ich das kannte aus der Furnier-Fabrik! Ich hatte im Laufe meiner Arbeit dort ein Zauberwort gefunden, „La tache“ – das Tagewerk, schlicht übersetzt, was ich hin und wieder mit einigem Nutzen in unserem Werk am Kongo einsetzen konnte. Ich hatte hierbei im Laufe des Vormittags eine bestimmte Arbeit festgelegt, die von einem bestimmten Kreis Farbiger bis zum Abend erledigt werden musste. Nach Abschluss dieser Arbeiten konnten sie ihren Werktag abschließen. Das bewirkte in der Regel, dass die Arbeiten, die normal dosiert waren, etwa gegen 14.00 Uhr abgeschlossen waren und die Farbigen mit großem Hallo die Werkhalle verließen, um sich in ihre Hütten zum Feierabend zurückzuziehen. Auf unserem Weg vom Appellplatz zum Lepra-Dorf, den ich gemeinsam mit Dr. Schweitzer am Ogowe-Ufer entlang wanderte, hatte ich Gelegenheit, ihm von diesem Arbeitsstil im Furnierwerk im Belgisch-Kongo zu berichten. Häufig standen die Farbigen hier über ihrem Mischbottich oder über den Löchern, die ausgehoben werden sollten, schwatzten und ruhten, nur arbeiteten sie nicht! Als ich aber meinen Arbeitsstil vom Kongo auch für das Lepra-Dorf empfahl, war Dr. Schweitzer sofort dagegen, das würde die Menschenwürde angreifen und so wollte man doch in Lambarene nicht arbeiten. Er wollte seine Freunde, die Farbigen, zur Arbeit anhalten, von der Notwendigkeit der Mithilfe überzeugen. Er kannte ihre Dörfer und ihre Lebensweise und wusste gut über sie Bescheid. Er hat nie nachgelassen, ih-

nen einen würdevollen Weg zu weisen.

Was kann ich noch berichten, nur wenige Tage war ich dort, eingebunden in den täglichen Ablauf der Arbeiten. Ich war glücklich, hier mithelfen zu können aber auch voller Ungeduld, wieder nach Hause zu kommen. Ich hatte noch viele Pläne.

Ich erinnere mich jedoch noch an ein sehr schönes Erlebnis, ein wunderbares. Dr. Schweitzer hatte an seinem Haus, auf der anderen Seite des Appellplatzes ein kleines Tiergehege, in dem in der Regel kranke oder junge Tiere aufgenommen wurden, die Farbige ihm gebracht hatten. Es gehörte auch zu seiner Tagesarbeit, täglich dieses Gehege aufzusuchen, um dort mit seinen Antilopen und anderen Tieren zu sprechen. Sie kamen zu ihm und fraßen ihm aus der Hand.

Für mich ein wundervolles Erlebnis; ich habe Ähnliches bei uns im Werk in Belgisch-Kongo an meinem dortigen Haus immer wieder von neuem versucht, wenn mir junge Tiere, besonders die scheuen Antilopen, gebracht wurden, um sie am Leben zu erhalten und aufzuziehen. Es ist mir leider nie geglückt. Die Tiere haben in der Gefangenschaft keine Nahrung mehr aufgenommen, was zu ihrem baldigen Tod führte. Das war schmerzlich für mich, hatte ich mich doch von Herzen bemüht. Um so bewundernswerter war mir, mit welcher Selbstverständlichkeit Dr. Schweitzer vorging, die verschiedenen Tiere sich um ihn sammelten und sich füttern ließen. Seine gütige menschliche Ausstrahlung wirkte wohl auch auf die Tiere.

So vergingen die Tage viel zu schnell, die ich in Lambarene erleben durfte, angefüllt von vielen, vielen Eindrücken, die ich leider in meinem Tagebuch nicht weiter festgehalten habe, weil ich nie die richtige Zeit dafür fand. Ähnlich ging es mir mit dem Fotografieren, nur wenige Fotos konnte ich mit meiner kleinen Retina machen. Es fehlte der Mut, an die Dinge heranzugehen. Es mussten erst Jahrzehnte vergehen, bis ich hier als Zeitzeuge zu Wort komme.

Unvergesslich bleibt die herrliche Atmosphäre, die im ganzen Hospital herrschte, getragen von der Freude an der Mitarbeit, der Hilfe, der Menschenwürde, der Zauber zwischen Wasser und Urwald und die tiefe Verehrung für den großen Menschen Albert Schweitzer.

Fotografische Begegnung mit
Albert Schweitzer:
Auf unsere Bitte nach
historischem Bildmaterial
erhielten wir den Zugang
zu dem umfangreichen Archiv
von Siegfried Neukirch
(s. Fotos S. 78/79, 90/91).





Nachrichten des Hilfsvereins und des Deutschen Albert-Schweitzer-Zentrums

9. Oktober 1959, Goethehaus,
Frankfurt am Main

Werner Zager

„In der Anziehungskraft Goethescher Sonne“

In diesem Jahr jährt sich zum 80. Mal, dass Albert Schweitzer der Goethepreis der Stadt Frankfurt am Main verliehen wurde. Der Deutsche Hilfsverein für das Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene (DHV) nahm dies zum Anlass, unter dem Titel „In der Anziehungskraft Goethescher Sonne“ in Verbindung mit dem Freien Deutschen Hochstift im Frankfurter Goethe-Haus eine Kabinettausstellung vorzubereiten.

Der Titel der Ausstellung ist Schweitzers Dankesrede für den Goethepreis entnommen, in der er sich in gleichnishaften Worten zu Goethe in Beziehung setzte: *„Sie, verehrte Herren vom Kuratorium, sind verantwortlich für den astronomischen Vorgang, dass ich armseliges Mündlein heute vor der gewaltigen Sonnenscheibe Goethes vorübergehe. Dafür tragen Sie vor der Welt die Verantwortung. Um Sie aber einigermaßen vor Ihnen selber zu entlasten, darf ich Ihnen sagen, dass dieses arme Gestirnlein sich selber schon in der Anziehungskraft Goethescher Sonne gravitierend erfasst hat.“*

Die Ausstellungsinitiative verdanken wir unserem DHV-Vorstandsmitglied Isolde Sallatsch, die auch für die Koordination verantwortlich zeichnete. Um die Ausstellung selbst haben sich Halina Tremaska, Mitarbeiterin im Deutschen Albert-Schweitzer-Zentrum, und Dr. Joachim Seng, Leiter der Bibliothek des Freien Deutschen Hochstifts, verdient gemacht.

Die Ausstellung wurde am 22. April 2008 im Arkadensaal des Freien Deutschen Hochstifts/Frankfurter Goethe-Museums eröffnet. Zahlreiche Interessierte hatten sich eingefunden. Eingerahmt durch den Gesang der Kinder der Albert-Schweitzer-Grundschule Frankfurt, deren unverkämpfte Fröhlichkeit auf die Zuhörenden übersprang, sprachen zur Begrüßung die Direktorin des Freien Deutschen Hochstifts/Frankfurter Goethe-Museums, Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renken, der Kulturdezernent der Stadt Frankfurt, Prof. Dr. Felix Semmelroth, und der Vorsitzende des DHV, Dr. Einhard Weber. Daran schloss sich der Eröffnungsvortrag von Prof. Dr. Werner Zager an, Professor für Neues Testament am Fachbereich Evangelische Theologie der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt und Vorstandsmitglied des DHV. Er stellte seinen Vortrag unter das Thema

Bilder einer Ausstellung: die Goethepreis-Urkunde (links), Ernst Beutler und Albert Schweitzer (rechts)



Die zur Ausstellung erschienene Broschüre über die Verbindung Schweitzers zu Leben und Werk Goethes ist im DASZ erhältlich



Stimmungsbilder der Nacht der Museen im DASZ



„Freundschaft im Geiste Goethes: Ernst Beutler und Albert Schweitzer“. Bei der Goethepreisverleihung am 28. August 1928 machte nämlich Albert Schweitzer die Bekanntschaft mit Ernst Beutler, dem Direktor des Freien Deutschen Hochstifts und Frankfurter Goethe-Museums. Daraus entwickelte sich eine über mehr als drei Jahrzehnte währende Freundschaft, wobei den zeitlichen Rahmen die Goethepreisverleihungen abstecken, die Schweitzer 1928 und Beutler 1960 zuteil wurden.

In seinem Vortrag ging Prof. Zager auf die Hintergründe und näheren Umstände der Goethepreisverleihung an Schweitzer ein. Es folgte eine Einführung in die Korrespondenz zwischen Beutler und Schweitzer, die nicht nur von Goethes Leben und Werk, Schweitzers Goethereden, Beutlers Goethepublikationen, das Goethe-Haus und die Goethe-Preisträger kreist, sondern zugleich ein Zeugnis tiefer Menschlichkeit ist. Dass dabei der Humor nicht zu kurz kommt, ließen nicht zuletzt die Ausführungen darüber erkennen, wie Schweitzers Porträt als 30-Jähriger ins Frankfurter Goethe-Haus gelangte.

Dieses Gemälde kann auch in der Ausstellung bewundert werden. Hervorgehoben sei – neben vielen anderen aussagekräftigen Exponaten – das Manuskript von Schweitzers erster Goetherede. Die Ausstellung im Goethe-Museum ist noch bis zum 6. Juli 2008 zu sehen und sei allen Schweitzer-Freunden wärmstens empfohlen. Wer den bewegenden Briefwechsel zwischen Schweitzer und Beutler lesen möchte, kann dies tun in dem von Werner Zager herausgegebenen Band: Albert Schweitzer, Theologischer und philosophischer Briefwechsel 1900–1965, Verlag C. H. Beck, 2006, der im Frankfurter Albert-Schweitzer-Zentrum käuflich erworben werden kann.

Gottfried Schüz

Frankfurter Nacht der Museen 2008

Eindrucksvoller Auftritt des Deutschen Albert-Schweitzer-Zentrums im neuen Domizil

In diesem Jahr erhielt das Deutsche Albert-Schweitzer-Zentrum erstmals Gelegenheit, sich an der Frankfurter Museumsnacht vom 26. zum 27.4. neben etwa 50 anderen Museen zu beteiligen. Nach dem gerade vollzogenen Umzug in die neuen Räume in der Wolfsgangstraße und angesichts der Tatsache, dass die meisten Ausstellungsmaterialien sich bis vor wenigen Wochen noch „auf Halde“ und in Kisten verstaubt fanden, eine enorme Herausforderung.

Dank des intensiven Einsatzes der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter am Zentrum sowie der tatkräftigen konzertierten Unterstützung durch die Vorstände des Hilfsvereins und der Stiftung ist es jedoch gelungen, Albert Schweitzers Leben und Werk in würdiger Form der Öffentlichkeit zu präsentieren.

Dennoch waren die Erwartungen zunächst gedämpft und bange Fragen standen im Raum: Wird unser „kleines“ Haus angesichts der zahlreichen großen Museen und ihrer hochkarätigen Angebote überhaupt wahrgenommen? Und vor allem: kann sich der neue dezentrale Standort im Nordwestend behaupten?

Kaum fiel am Samstag, den 26.4., um 19.00 Uhr der Startschuss, verflüchtigten sich alle Zweifel. Binnen kaum einer Viertelstunde füllte sich der Ausstellungsraum und der Besucherandrang sollte bis weit nach Mit-

ternacht kaum nachlassen. Mehr als 700 Besucher konnten registriert werden. Afrikanische Rhythmen und Jazzmusik im abgestimmten Wechsel mit Vorträgen und schmackhaften afrikanischen Spezialitäten erwirkten die wünschenswerte Harmonie von Seele, Geist und Leib.

Die afrikanische Musikband Afroton Rhythm Section sorgte mit einer temperamentvollen Eröffnung von Anfang an für glänzende Stimmung. Ferner schuf die Rhythmusgruppe für die beiden zeitlich versetzten Vorträge von Herrn Dr. Einhard Weber, die ein Lebensporträt von Albert Schweitzer zeichneten, und den Vortrag von Herrn Dr. Wolf über die ärztliche Tätigkeit Schweitzers und die Entwicklung des Lambarene-Spitals den passenden atmosphärischen Rahmen.

Einen stimmungsvollen, zur Besinnung einladenden Gegenpol bildeten die gekonnt präsentierten Jazzstücke von Lennart Fleischer auf dem Vibraphon. Hier schlossen sich jeweils Vorträge von Dr. Gottfried Schüz an, zum einen über die universelle Ethik Schweitzers und deren Aktualität sowie über Schweitzer als Theologe, Musiker und „freier Christ“. In Verbindung mit diesen Beiträgen wurden den Besuchern auch Originalaufnahmen von Schweitzers Bachinterpretationen auf der Orgel und aus seinem „Wort an die Menschen“ zu Gehör gebracht.

Es war faszinierend und anrührend zugleich, wie sich die Besucher von der Musik anstecken und mitreißen ließen, um kurze Zeit später mit gespannter Aufmerksamkeit und großem Interesse den anschaulich dargebotenen Vorträgen zu folgen, – und dies, obwohl sie zumeist dicht gedrängt standen zwischen Bistrotischen, Ausstellungstafeln und Vitrinen, weil die verfügbaren Sitzplätze nicht annähernd ausreichten. Vor, zwischen und nach den Vorträgen nahmen die Besucher die Ausstellung zu Leben und Werk Albert Schweitzers sowie dazu gehörige Originaldokumente in den Vitrinen in Augenschein, begleitet von zahlreichen persönlichen Gesprächen mit Vorstandsmitgliedern und Mitarbeiterinnen des Zentrums.

Alles in allem also ein fulminanter Auftakt für das Albert-Schweitzer-Zentrum, das sich in seinen neuen Räumen bestens präsentieren konnte. Es bleibt zu hoffen, dass das auf diesem Wege bekannt gewordene Zentrum sich nachhaltig im Bewusstsein der Öffentlichkeit verankert und auch weiterhin solch lebhaftige Beachtung findet.



Literaturvorstellungen

28. August 1955, Paulskirche,
Frankfurt am Main

„Was den Urwalddoktor ehrte ...“

Albert Schweitzer – ein Verse-Zyklus

Bach – Export

Bach, daheim in deutschen Landen:
Ist er unser ganz allein?
Müsst' er nicht, wie manche fanden,
auch in Frankreich heimisch sein?

Dafür stritt auch jener Lehrer,
Orgelmeister in Paris,
der als großer Bach-Verehrer
Schweitzer lange unterwies.

Und so kam's zu jenem Werke,
das dem Schüler er empfahl,
auf, dass Frankreich endlich merke:
Bach, das ist doch „erste Wahl“!

Freudig sprach Widor am Ende:
„Dieses Buch schafft freie Bahn!“
Und erlebte noch die Wende,
aller Wegbereiter Ahn'.

Erkenntnis und Irrtum

Welch Scharfsinn, welche Forschermühen,
um Jesu Denken zu erkunden!
Man sieht Erkenntnis leuchtend blühen
und ahnt des Irrtums bittere Stunden ...

Spät im 19. Jahrhundert
fanden Forscher eine Sicht,
die uns heute sehr verwundert,
denn sehr lange hielt sie nicht.

Man schrieb, dass Jesus wollte schaffen
ein ethisch Gottesreich auf Erden.
Indes, den scharfen Geisteswaffen
war auferlegt, bald stumpf zu werden.

Schweitzer nämlich hielt dagegen,
Jesus habe klar empfunden,
dass auf unsern Erdenwegen
schon gezählt die letzten Stunden.

Das war die Sicht, die Rang und Dauer
im Fachgelehrtenkreise fand.
Sie blickte tiefer, sah genauer
und hielt im Wesentlichen stand.

Wie man Urwalddoktor wird...

Die Bibel schon die Weichen stellt:
„Geht hin und lehret alle Welt!
Den Völkern bringt das Gotteswort
in jedes Land, an jeden Ort.“
Auch noch nach neunzehnhundert Jahren
ward treu nach dem Befehl verfahren.
Als Heilsberuf erkannten dies
auch fromme Christen in Paris.
Sie wirkten lutherisch und ganz
nach dogmenstrenger Observanz.
Da kam ein Kandidat daher
und bot sich an, fern über'm Meer
das Evangelium zu verkünden.
Doch lehnte man ihn ab aus Gründen
der schwachen Dogmenfestigkeit.
Die Folge war ein langer Streit.
Im Letzten ging er glücklich aus:
Es ward ein Urwalddoktor draus ...
Nie hätt' der Mann der Wissenschaft,
der Orgelkunst, die große Kraft
zum neuen Studium aufgebracht,
hätt' man den Weg ihm leicht gemacht.
Der Schweitzer, wie die Welt ihn kennt
und „Urwalddoktor“ rühmend nennt,
der konnte dies allein nur werden
aufgrund dogmatischer Beschwerden ...

Schonen und Schützen

Jahrtausendlang war die Philosophie
nur befasst mit dem Menschen, denn sie richtete nie
den vergleichenden Blick auf die Tiere.
Die sind uns doch ähnlich, sie kennen den Schmerz,
doch der Denkenden Geist und der Denkenden Herz
galt nur eigener Art im Reviere.

Da ergrimmte ob solcher verengender Sicht
mit seines Sarkasmus versengendem Licht
ein Weiser, des gern wir gedenken.
Denn Schopenhauers besonderer Grimm
galt den Vivisektionen, die fand er ganz schlimm
und wollte den Blick darauf lenken.

Was der humanitäre Denker begehrt:
dass das humanitäre Gewissen sich wehrt.
Doch war's nur Protest, keine Lehre.
Erst Schweitzer entwickelte, wenig bequem,
ein Herrscherbewusstseinsagungssystem:
Nur Schonen und Schützen bringt Ehre.

Störenfriede

Im Streit der Giganten
mit niemals gekanntem
gefährlichen Waffen
sich Vorrang zu schaffen,
sind beide bedacht.
Erprobungsmethoden
am Himmel, am Boden
mit tödlichen Stoffen:
Von ihnen erhoffen
sie Vorsprung an Macht.

Da ist es nur störend
und schlechthin empörend,
die Leute zu hören,
die lauthals beschwören
die Menschheitsgefahr.
Sie schaden dem Westen
mit ihren Protesten,
sie stärken den Osten
auf unsere Kosten,
gefährden uns gar.

So tönt es im Chore;
man hat noch im Ohre
die zornigen Stimmen,
dass alle die schlimmen
Prognosen verkehrt.
Dass dennoch so viele
Gewissen die Spiele
des Leichtsinnes schalten,
das wird nicht veralten,
das ist's, was sie ehrt.

Drei-Tage-Blick

Herrlich die Victoriafälle
und des Blauen Niles Quelle!
Doch die größte Attraktion
ist des Elsass großer Sohn.
Gäste kommen alle Tage,
werden bald zur Landesplage,
überfluten das Spital,
jährlich wachsend in der Zahl.
Auch viel' Journalisten schauen,
ob dem Alten noch zu trauen.
Ist nicht längst total veraltet,
was der Schnauzbart da gestaltet?
Schmutzwasser fließt in Rinnen,
die ganz offen sind, von hinnen.
Wäsche hängt zum Trocknen da,
und das Lepradorf ist nah,
ohne dass man von den Kranken
abgeschirmt durch sich're Schranken.
Kochen auf dem offenen Feuer
ist Besuchern nicht geheuer,
weil daneben Holzbaracken;
höchste Zeit, sie abzuwracken.

So, mit dem Drei-Tage-Blick
kehren sie nach Haus zurück,
ohne tiefer auszuloten,
was den Kranken wird geboten;
glauben, nur in weißen Betten
könne man die Siechen retten,
nur auf dem Hygieneboden
europäischer Methoden.
Schweitzer wollte Heilung gründen
eigens auf das Wohlbefinden
seiner schwarzen Gabonesen,
die im Urwald stets gewesen
und von alledem nichts kennen,
was zivilisiert wir nennen.
Teil der Schweitzer-Therapie:
Trenne die Patienten nie
vom gewohnten Urwaldleben,
könnte sonst Probleme geben.
Was den Urwalddoktor ehrte,
waren hohe Heilungswerte.
Sterblichkeit war kleingeschrieben;
ist bis heute so geblieben.

Der Patriarch

Die Siege, die England im Kriege errungen,
sie sind nicht zum letzten auch dadurch gelungen,
dass eng mit den eigenen Landeskindern
auch Einheiten kämpften von Schwarzen und Indern.

Der Preis für die Hilfe ist leicht zu erraten:
Man wünschte emanzipatorische Taten,
verlangte von England und von den Franzosen
die wirkliche Freiheit und keine Almosen.

Nun lag im Kalkül der gebietenden Herren,
sich dem Freiheitsbegehren nicht lang' zu versperren,
weil der nichtkoloniale sowjetische Osten
Propaganda versprühte auf westliche Kosten.

Im Weggang der Weißen sah Schweitzer nicht Segen.
Er war aus Vernunft und Erfahrung dagegen.
Die Urwaldbewohner mit Steinzeitverhalten:
Wie sollten denn die sich jetzt selber verwalten?

Sein Urteil entnahm er den eigenen Regionen,
das muss man gerechtigkeitshalber betonen.
Die andern betrachteten solche Beharrung
als postkoloniale senile Erstarrung.

Doch das Zögern des patriarchalischen Alten
– wir sollten das immer im Auge behalten –
war von Wohltun geleitet, nicht leichtthin zu messen
nach dem üblichen Maßstab der Eigenint'ressen.

Einst fühlte ein Mensch sich zum Dienen berufen,
als andre aus Schwarzgold sich Reichtum erschufen.
Im Opfer der Frühe lag Größe und Adel.
Was gilt da die Schelte, was zählt da der Tadel ...

Ernst Luther

Lothar Simmank: „Der Arzt“

Wie Albert Schweitzer Not linderte

Simmank (geboren 1958), Redakteur der Zeitschrift „Blick in die Kirche“, gibt in zwölf Kapiteln einen gut lesbaren Einblick in das Leben und Wirken Albert Schweitzers. „Glück und Not der Kindheit“ beschreibt nicht eine materielle Not – darunter hatte Albert nicht zu leiden –, sondern die Not, sich für die Weihnachtsgeschenke in Briefen zu bedanken, in der Schule die geforderten Leistungen zu bringen und dem „Vogeljäger“ zu widerstehen.

Das wird junge Leser erfreuen zu sehen, dass Schweitzer als ganz normaler Bub mit seinen Geschwistern und Schulkameraden aufwuchs.

Simmank hat sich manchen Rat bei der Mitarbeiterin Sonja Poteau in Günsbach und bei der Enkelin Monique Egli aus der Schweiz geholt. Es ist ja schwer, bei den vielen Biographien, die es über Albert Schweitzer gibt, mit dem Einblick in das Leben und Wirken auch Neues zu vermitteln. Dies ist mit einem ausführlichen Brief, den Schweitzer seiner Enkelin Monique 1956 aus Afrika zu deren Konfirmation schickte, zweifellos gelungen.

Das zweite Kapitel wendet sich den Arbeiten über Jesus, Kant und Bach zu; das dritte der Entscheidung für Lambarene. „Helene – aus Freundschaft wird Liebe“ gibt einen Einblick in die Vielseitigkeit und unbedingte Hingabe für Schweitzers Werk – trotz Krankheit und Emigration aus dem Nazi-Deutschland.

Die weiteren Kapitel berichten über die Vorbereitung für Afrika und über die dortige Wirkung. Natürlich gehört dazu das Ogowe-Erlebnis, in dem Schweitzer 1915 seine Gedanken zur Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben in langer Gedankenqual formulierte.

Im sechsten Kapitel unterläuft ihm leider ein unverzeihlicher Fehler. Er fragt: „*War Schweitzer ein Rassist, der jenseits aller humanitären Floskeln so dachte wie alle Tropenbelm tragenden Kolonialherren?*“ Seine Antwort: „*Seine Haltung stand diesbezüglich in vielem nicht über dem Zeitgeist*“ wi-

Lothar Simmank, *Der Arzt*, hg. v. Uwe Birnstein in der Reihe „wichern porträts“. Wichern-Verlag GmbH, Berlin 2008. 119 Seiten.

derspricht den Tatsachen. Schweitzers Auffassung ist bereits nachzulesen in seiner Straßburger Vorlesung vom 27. Februar 1912: *„Als letzter Anstoß der: ob alle Wesen und Rassen der höheren Geschöpfe, d.h. der Menschheit, der höheren Entwicklung fähig sind? Die sogenannten Realpolitiker in Kolonialzeitungen und anderen Zeitschriften behaupten, dass dies nicht der Fall sei; aber bewiesen ist da nichts, sondern es hat sich immer gezeigt: wo wahrer Wille ist, der diesen Niederstebenden induziert wird, und natürliche Verhältnisse, da gibt es auch höhere Kultur, und zwar oft gewaltig voraneilend.“*

Schweitzer war fest davon überzeugt, es sei *„keines unter diesen Hemmnissen, welches nicht überwunden werden kann, wenn der ethische Wille in dem Individuum und in der Menschheit die nötige Intensität erreicht hat; denn alle diese sozialen und sonstigen Schäden sind zuletzt überwindbar.“*

Im übrigen hat Schweitzer bereits 1909 die koloniale Unterdrückung mit folgenden Worten angeprangert und Wiedergutmachung gefordert: *„Auf dem Christentum lastet eine schwere Schuld. Wer wagt, dieses Schuldbuch aufzuschlagen? Es enthält alles, was die in den Namen Jesu tragende Menschheit an den Menschen draußen begangen hat.“*

Menschen, die sich Christen nannten, haben die Indianer von Peru und Chile in die Bergwerke gesteckt, haben den Sklavenhandel betrieben, haben die Schwarzen niedergeschossen wie das Getier des Feldes, haben denen draußen Land genommen, sie übervorteilt, betrogen, zum Aufstand gebracht und dann blutig bestraft. Keine Nation kann sagen, dass sie nicht dabei beteiligt ist. Sie haben alle teil an den Gräueln, die begangen worden sind. Was haben wir den Leuten draußen gebracht? Tod, Bedrückung, Armut, Schnaps und unsere Seuchen, die sie nach Tausenden hinraffen. So handelte die christliche Menschheit; so handelt sie noch. Eine öffentliche Meinung, eine öffentliche Entrüstung darüber gibt es noch nicht.“

Ein spezielles Kapitel wendet sich dem Thema „Friede oder Atomkrieg“ zu und schildert sowohl den umfangreichen Briefwechsel, die Friedensreden und den Prozess, wie die überschwänglichen Lobeshymnen aus den USA in Kritik und Verächtlichmachung umschlagen.

Das letzte Kapitel enthält Schweitzers „Vermächtnis“, sein „Wort an die Menschen“ vom September 1964. Im Anhang findet der Leser eine Bibliografie; es fehlt allerdings ein Hinweis auf sämtliche Nachlasswerke. Wahrscheinlich hat der Autor sie auch nicht zur Kenntnis genommen und da-

durch versäumt, darauf hinzuweisen, dass Schweitzer bereits 1912 in den Straßburger Vorlesungen Gedanken zur Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben in bestimmten Grundzügen entwickelt hat, sich aber 1915 nicht mehr daran erinnerte. Der Schluss des Buches enthält eine Übersicht über die Lebensdaten, den Bildnachweis, einige Adressen und Zitate über Albert Schweitzer. Unter den Adressen auch Kegelplatz 4 in Weimar; aber die Freude wäre größer gewesen mit einer Abbildung vom ersten Denkmal Schweitzers in Deutschland, das seit dem 1. Oktober 1968 auf dem Kegelplatz steht. Die 2,10 m hohe Bronzefigurengruppe schuf der Bildhauer Gerhard Geyer aus Halle, sie steht vor dem Haus des Märchendichters Carl August Musäus (1735 bis 1787), in dem die Gedenkstätte des Albert-Schweitzer-Komitee e.V. ihren Platz gefunden hat.

Peter Niederstein

Walter J. Hollenweger: „Albert Schweitzer – Von der christologischen Spekulation zur Nachfolge“

Jesus will freie, selbstbewusste Menschen schaffen

Dieses Anliegen Jesu hat Albert Schweitzer oft betont. Nun publizierte Walter J. Hollenweger seinen im November 2007 in Freiburg im Breisgau gehaltenen Vortrag zum Thema „Albert Schweitzer. Von der christologischen Spekulation zur Nachfolge Jesu“. Hollenweger, mit dem ich mich seit unserem gemeinsamen Theologiestudium an der Universität Zürich, rund fünfzig Jahre sind es her, verbunden fühle, sandte mir davon ein Exemplar. Schon lange habe ich nicht mehr solch Schwungvolles über den Theologen und Urwalddoktor Albert Schweitzer gelesen. Sich schwungvoll und allgemeinverständlich zu äußern, ist Hollenwegers Gabe, die ich in persönlichen Gesprächen bis heute und in seinen zahlreichen Publikationen erlebt habe und erlebe. So empfehle ich diese Schrift allen, die an der Nachfolge Jesu interessiert sind.

Was da im Untertitel mit „christologischer Spekulation“ angepeilt ist, meint die Sprüche vom „wahren Gott“ und „wahren Menschen“, die Schweitzer für unnötige Spekulationen hielt. Sie seien sekundäre Spekulationen von Johannes und Paulus, die Jesus nicht gekannt hätten und ihre eigenen Gedanken an die Person Jesus hefteten.

Heute, so Hollenweger, erweise sich diese christologische Spekulation als Stolperstein für Juden, die erkannt haben, dass Jesus ein frommer Jude war, für viele Muslime, die wissen, dass Jesus im Koran eine wichtige Rolle spielt, und „für ehrliche Menschen, die gerne Jesus nachfolgen würden, aber das Geschwätz der Kirchen nicht mehr ertragen“.

Weiter zitiere ich Hollenweger, weil ich es treffender nicht besser sagen kann: „Mit der Betonung der Göttlichkeit Jesu hat die Kirche eine Barriere aufgestellt für den Glauben an diesen Jesus. Darum haben viele von ihnen

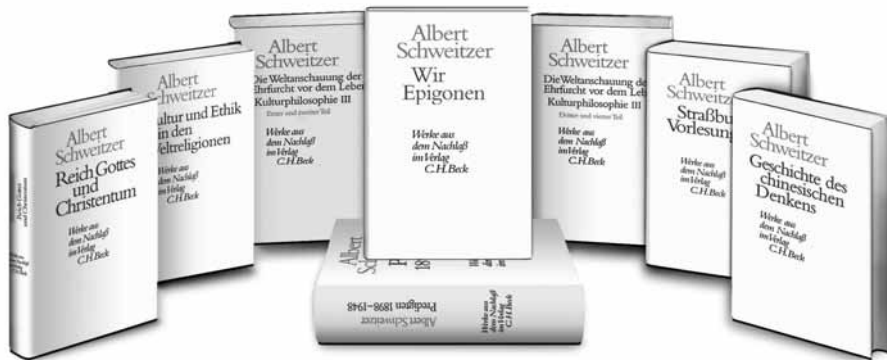
Schwierigkeiten mit dem Christentum. Die Schwierigkeit haben wir Theologen und Kirchenführer produziert – unnötigerweise.

Was bleibt denn von Jesus, wenn man mit Schweitzer die Göttlichkeit Jesu abstreift?

- 1. Es bleibt ein außerordentlich transparenter Mensch, der das tat, was er sagte.*
- 2. Es bleibt ein Mensch, der seine Botschaft in Gleichnissen – und nicht in Begriffen – kommunizierte und damit die Zuhörer zum selbständigen Übersetzen auf ihre eigene Situation zwang.*
- 3. Es bleibt ein Mensch, der jede Gewalt konsequent ablehnte und auch konsequent gewaltfrei lebte.*
- 4. Es bleibt ein Mann, der einen erstaunlichen Umgang mit den Frauen vorlebte, vor allem, wenn man ihn mit der allgemeinen Verachtung der Frauen damals und vielleicht auch heute – zum Beispiel in der katholischen Kirche – vergleicht ...*
- 5. Es bleibt ein Mann, der durch seine integrative Kraft Kranke heilte, wenn auch einige der Heilungsgeschichten übertrieben anmuten. Diese Heilungspraxis muss wieder Standard werden in unseren Kirchen. Ansätze dazu sind vorhanden. Wir brauchen in der Liturgie mehr Handeln und weniger Reden.*
- 6. Es bleibt eine erstaunlich scharfe Polemik am Klerus. ‚Blinde Blindenleiter‘ werden sie genannt, weil sie das Gegenteil von dem verkündigen, was sie glauben. Sie werden ‚getünchte Gräber‘ genannt, außen schön weiß und innen stinkend von Leichengift. Parallelen zu heute können Sie selber ziehen.*

Nach Albert Schweitzer sollen wir aufhören mit den unnützen Spekulationen und uns stattdessen der Nachfolge Jesu befleißigen.“

Wie Schweitzer und andere die Nachfolge Jesu praktizierten, zeigt Hollenweger an ausgewählten Beispielen auf bis hin zu Gandhi. Kurz: Wer diese Schrift liest, bekommt womöglich Schwung zur Nachfolge Jesu, der die Zivilcourage eigen ist.



Albert Schweitzer • Werke aus dem Nachlaß

Reich Gottes und Christentum

Hrsg. v. Ulrich Luz, Ulrich Neuschwander (†) und Johann Zürcher. 508 S. Ln. EUR 59.90[D] ISBN 978-3-406-39131-6

Straßburger Vorlesungen

Hrsg. v. Erich Gräßer und Johann Zürcher. 759 S. Ln. EUR 72.00[D] ISBN 978-3-406-41171-7

Die Weltanschauung der Ehrfurcht vor dem Leben Kulturphilosophie III

Hrsg. v. Claus Günzler und Johann Zürcher.
Erster und zweiter Teil
493 S. Ln. EUR 62.00[D] ISBN 978-3-406-45345-8
Dritter und vierter Teil
504 S. Ln. EUR 59.90[D] ISBN 978-3-406-45346-5

Predigten 1898–1948

Hrsg. v. Richard Brüllmann (†) und Erich Gräßer. 1392 S. Ln. EUR 49.90[D] ISBN 978-3-406-46997-8

Kultur und Ethik in den Weltreligionen

Hrsg. v. Ulrich Körtner und Johann Zürcher. 467 S. Ln. EUR 59.90[D] ISBN 978-3-406-47782-9

Geschichte des chinesischen Denkens

Hrsg. v. Bernard Kaempf und Johann Zürcher. 360 S. Ln. EUR 44.90[D] ISBN 978-3-406-48181-9

Vorträge • Vorlesungen • Aufsätze

Hrsg. v. Claus Günzler, Ulrich Luz und Johann Zürcher. 421 S., 1 Abb. Ln. EUR 58.00[D] ISBN 978-3-406-50165-4

Wir Epigonen

Hrsg. v. Ulrich Körtner und Johann Zürcher. 416 S. Ln. EUR 59.90[D] ISBN 978-3-406-52765-4

Theologischer und philosophischer Briefwechsel

1900–1956. Hrsg. v. Werner Zager in Verbindung mit Erich Gräßer. 941 S., 2 Abb. Ln. EUR 98.00[D] ISBN 978-3-406-54900-7

Vorzugspreis bei Abnahme des Gesamtwerkes

zus. EUR 530.20[D] ISBN 978-3-406-39130-9

Die Rundbriefe erscheinen seit 1930. Begründet wurden sie von Richard Kik. Seine Frau Mine Kik führte die redaktionelle Arbeit bis 1977 fort. Ihr folgten Manfred Hänisch (bis 1992) und Hans-Peter Anders. Seit 2001 ist die Redaktion direkt dem Vorstand des DHV unterstellt.

Impressum

Albert-Schweitzer-Rundbrief Nr. 100

ISBN 3-9811079-3-4 / 978-3-9811079-3-7

Herausgeber:

Deutsches Albert-Schweitzer-Zentrum,
Wolfgangstraße 109, 60322 Frankfurt am Main
V.i.S.d.P.: Dr. med. Einhard Weber

Redaktion: Dr. Andrea Blochmann, Dr. Gottfried Schüz,
Dr. Einhard Weber, Dr. Roland Wolf, Prof. Dr. Werner Zager

Die Adressen der Autoren dieser Ausgabe sind bei Bedarf vom Deutschen Albert-Schweitzer-Zentrum zu erfragen.

Gestaltung, Satz und Realisation:

Harald Kubiczak, Frankfurt am Main

Abbildungen:

Umschlag: Titelmontage H. Kubiczak unter Verwendung von Archivbildern des DASZ; Kartenillustrationen H. Kubiczak; historische Zone G. Schöpp, R. Wolf; Umschlagseiten hinten K. Hoffmann, S. Junge, R. Wolf.

Inhalt: E. Anderson (S. 68), Deutsches Albert-Schweitzer-Zentrum (S. 95), Freies Deutsches Hochstift/Frankfurter Goethe-Museum (S. 94), Nachlass R. Kik (S. 9, 43, 92, 112), S. Neukirch (S. 78/79, 90/91), G. Schöpp (82–87), R. Wolf (S. 70–77).

Die Aufnahme auf S. 80 stammt aus dem Besitz von E. Ley, die Aufnahme auf S. 81 (links) stammt aus dem Besitz von H. Ziems.

Wir möchten insbesondere Herrn Siegfried Neukirch für den Zugang zu dessen umfangreichem Bildarchiv danken. Großer Dank gilt auch der Tochter von Mine und Richard Kik, Frau Lotte Kleinknecht, die uns deren umfassende Sammlung an Fotografien überlassen hat.

C.H.BECK

www.beck.de

Deutscher Hilfsverein
ALBERT SCHWEITZER
SPITAL LAMBARENE

Wolfgangstraße 109 · D-60322 Frankfurt am Main
Tel. +49 (0)69-28 49 51 · Fax +49 (0)69-29 78 525
Mail: albert-schweitzer-zentrum@t-online.de

Nachlese

**Aus der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 25. Januar 1957:
„Rheinschiff Lambarene“**

Mainz, 25. Januar (dpa). Zu Ehren von Albert Schweitzer wird künftig auf dem Rhein und seinen Nebenflüssen das Schiff „Lambarene“ fahren. Das auf der Mainzer Rheinwerft gebaute Schiff wurde jetzt von der Tochter Schweitzers, Frau Rena Eckert, in Mainz auf den Namen „Lambarene“ getauft, der mit Albert Schweitzer untrennbar verbunden ist.

